914.741
L533m
Slavic

F. LEINBOCK
DIREKTOR DES ESTNISCHEN NATIONALMUSEUMS

# DIE MATERIELLE KULTUR DER ESTEN

LIBRARY U. OF I. URBANA-CHAMPAIGN

TARTU 1932
AKADEEMILINE KOOPERATIIV

8235.
Kuhm & Sayn
253762
B1-1

# DIE MATERIELLE KULTUR DER ESTEN

F. LEINBOCK
DIREKTOR DES ESTNISCHEN NATIONALMUSEUMS

# DIE MATERIELLE KULTUR DER ESTEN

T40.283

TARTU 1932
AKADEEMILINE KOOPERATIIV

„Postimehe“ trükk, Tartus 1932

914.741
L533m
Slavic

# EINLEITUNG.

Das Sammeln und Veröffentlichen von Materialien über die materielle Kultur der Esten begann zu Ende des 18. und Anfang des 19. Jh. Von den ersten Pionieren seien hier genannt A. W. Hupel (1737—1819), Joh. Chr. Petri (1762—1851) und Prof. Fr. Kruse (1790—1866). Das erste nur den Esten gewidmete ethnographische Album gab Fr. Stern unter dem Titel „Die Trachten der XII Kirchspiele des Oeselschen Kreises" (Arensburg, 1856—71) heraus. Die ersten Versuche zum systematischen Sammeln von estnischen Volkstrachten machte die „Gelehrte Estnische Gesellschaft" um das Jahr 1840, jedoch mit dem Sammeln in nennenswertem Umfange befasste man sich erst seit 1894. Der weitaus grösste Teil der gegenwärtigen Bestände der Museen ist dennoch erst in den letzten 20 Jahren zusammengebracht, seit der Gründung des Estnischen Nationalmuseums *(Eesti Rahva Muuseum)* in Tartu im J. 1908. Dieses Museum besitzt gegenwärtig über 30.000 ethnographische Gegenstände, und hier konzentriert sich auch die wissenschaftliche Forschung auf diesem Gebiet, wozu die Errichtung eines Lehrstuhls für Ethnographie an der Universität Tartu im J. 1924 viel beigetragen hat. Der erste Inhaber dieses Lehrstuhls war Dr. I. Manninen, der in den Jahren 1922—28 zugleich Leiter des Estnischen Nationalmuseums gewesen und der Gründer unserer estnischen ethnographischen Schule geworden ist.

Die zweitgrösste Sammlung estnischer ethnographischer Materialien mit ungef. 10.000 Nummern besitzt das Estnische Kunstmuseum *(Eesti Kunstimuuseum)* in Tallinna. Einige Tausende von ethnographischen Gegenständen sind auch in den Provinzialmuseen und in einigen ausländischen Sammlungen vorhanden. — Material zu wissenschaftlicher Erforschung gäbe es somit hinreichend; da aber eine systematische Arbeit auf diesem Gebiet erst im letzten

Dezennium begonnen hat, so warten noch viele Fragen der Bearbeitung, und auch das Material weist hier und da noch Lücken auf. Dennoch will die vorliegende Arbeit auf Grund des vorhandenen Materials und der bisher erzielten Forschungsresultate einen Überblick geben über die materielle Seite der estnischen Bauernkultur ungef. aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, zu welcher Zeit sich die traditionelle Lebensweise der Esten noch verhältnismässig gut erhalten hatte und wohin auch der grösste Teil des Museumsmaterials zurückreicht.

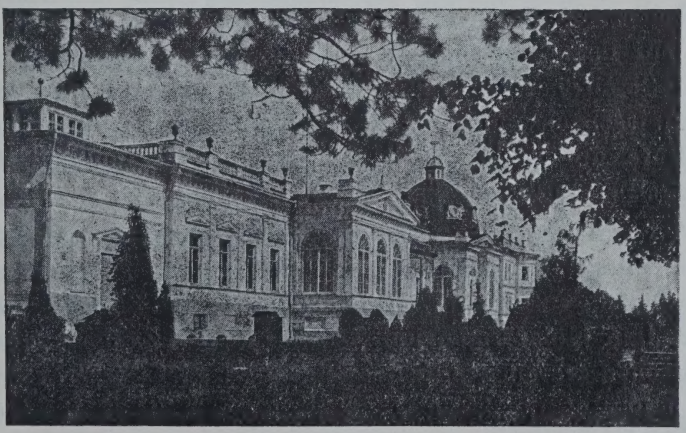
Die um die Mitte des 19. Jh. von der russischen Regierung durchgeführten Reformen in den baltischen Provinzen brachten der Masse der estnischen Bauern neben der zu Anfang des Jahrhunderts erreichten persönlichen Freiheit auch die wirtschaftliche Unabhängigkeit vom Grossgrundbesitzer infolge Abschaffung der Naturalabgaben und wegen des Zwangsverkaufs des Landes an die Bauern. Diese wirtschaftlichen und politischen Veränderungen, die noch von manchen anderen Faktoren gefördert wurden, zeitigten einen stets wachsenden wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung, welcher in der im J. 1918 erreichten politischen Selbständigkeit in Gestalt der Estnischen Republik gipfelte.

Diese schnelle Entwicklung der Esten auf allen Gebieten zu Ende des 19. Jh. brachte aber einen fast ebenso schnellen Verfall der alten Lebensformen mit sich. Durch die in den 80-er Jahren des 19. Jh. einsetzende Sammeltätigkeit auf dem Gebiet der Folklore und das diesem folgende Sammeln gegenständlicher Altertümer hat dennoch zur rechten Zeit verhältnismässig viel von der früheren Bauernkultur gerettet werden können.

Zum Glück für die volkskundliche Forschung gibt es in Estland noch heute Gegenden, in denen die alte primitive Lebensweise aus dem einen oder anderen Grunde noch verhältnismässig unverändert fortbesteht. Zu diesen gehören vor allen Dingen die Inseln und der Nordwesten des Festlandes, die beide z. T. auch eine schwedische Bevölkerung haben. Eine andere Gegend, wo Urväterart treu erhalten ist, ist das im Südosten des Landes liegende Setukesien, wo orthodoxe Esten,

die sog. Setukesen, vermischt mit Russen leben. In diesen beiden Randgebieten, sowohl im Osten als im Westen, haben sich bis in die Gegenwart Volkstrachten, Rauchstuben, eine Reihe primitiver Techniken, alte Bräuche usw. erhalten. Auch die isolierten Sumpf- und Waldgegenden im Nordosten, das sog. Alutaguse, das in der Vorzeit wahrscheinlich eine wotische Besiedlung gehabt hat und wo heute vereinzelt auch Russen vorkommen, haben manches Ursprüngliche bewahrt.

Da hier bereits einige nationale Minoritäten genannt sind, sei noch hinzugefügt, dass im äussersten Nordosten, jenseits des Narva-Flusses, nicht sehr zahlreich Ižoren oder Ingern, an der Südgrenze aber Letten leben. Deutsche und Juden kommen fast nur in den Städten vor. Die Gesamtzahl der Minoritäten in Estland ist gering und betrug laut Volkszählung vom J. 1922 12,4% (Russen 8,2%, Deutsche 1,7%, Schweden 0,7%, Letten 0,6% usw.). Dennoch ist ihr Einfluss auf die Esten genügend fühlbar gewesen, besonders deutscherseits, da die politische und wirtschaftliche Übermacht im Lande seit dem 13. Jh. bis zum Weltkriege in deutschen Händen lag. Konkrete Beispiele dieser Kultureinflüsse auf die estnische Sachkultur werden sich im Laufe der folgenden Betrachtung in einzelnen Fällen feststellen lassen.



Estnisches Nationalmuseum in Tartu.

# ERWERBSZWEIGE.

## JAGD.

Nach geschichtlichen Quellen ist Estland reich an Wild gewesen. Mit der allmählichen Entwaldung des Landes ging natürlich auch die Menge des Jagdwildes zurück. Grössere Waldkomplexe gibt es jetzt nur noch in Nordost- und Südwest-Estland, wo Hirsche, Rehe, Füchse, Marder, Fischottern u. a., von grösseren Raubtieren Wölfe und Bären Schutz finden. Noch um die Mitte des 19. Jh. richteten die Wölfe fühlbaren Schaden an, und es wurden auf sie grössere Treibjagden veranstaltet, zuletzt auf der Insel Muhu. Die wirtschaftliche Bedeutung der Jagd ist gegenwärtig sehr gering. Das Jagdrecht der Bauern wurde schon seit dem 17. Jh. beschränkt und endete mit dem vollständigen Verbot, so dass sogar nach Aufhebung der Leibeigenschaft und auch nach der Versorgung der Bauern mit Land in den 60-er Jahren d. 19. Jh. das Jagdrecht auf dem Bauerngrund wie stets den Gutsbesitzern verblieb. Somit hat der Bauer seit Jahrhunderten nur wildern können, was, zusammen mit der fortschreitenden Verminderung der Beute, ungünstig auf die Entwicklung des volkstümlichen Jagdwesens eingewirkt hat.

Von den Jagdgeräten ist das wichtigste natürlich die Flinte *(püss)*. Vorderlader mit Feuersteinschloss wurden noch bis zu Anfang unseres Jh. benutzt, Kugeln und Schrot zu Hause aus Blei in Holzformen und in besonderen Zangen gegossen. Jagdtaschen waren aus Leder oder Fell. Des Gebrauchs von Pfeil und Bogen zur Jagd erinnert sich die Volkstradition nicht mehr.

Zum Anlocken der Vögel gab es Lockpfeifen (*vile*) aus Vogelknochen und Figuren (*kuju*) aus Holz oder Stoff, die

bisweilen mit einem Vogelbalg überzogen und für Wasservögel mit einem Schwimmbrett versehen waren. Auch mit Köder wurden Vögel und Tiere angelockt, wobei der Jäger sich unter einem Schutzdach (*maja, osmik*) aus Zweigen versteckte. Um Bären erlegen zu können, wurden früher auf Bäumen besondere Gerüste (*lava*) erbaut. Wölfe wurden mit einem im Sack an den Schlitten gebundenen, lebendigen Ferkel angelockt, Füchse mit einem gerösteten Katzenkadaver. Treibjagden auf grössere Tiere durften nur die Gutsbesitzer veranstalten. Treiber waren Bauern, die mit Knarren und anderem Gerät klappernd und schreiend die Tiere in Schussweite trieben. Zur Wolfsjagd brauchte man oft keine Flinten; die Tiere wurden in am Waldessaum ausgespannte Netze getrieben, wo sie mit Spiessen (*hundiork*, Abb. 1) getötet wurden. Bei der Fuchsjagd umzieht man den Wald auch mit Schnüren, an denen rote Lappen (*lipud*) hängen.

Von den Fallen sind die allereinfachsten die Fallgruben (*auk, haud*) für Hirsche und Wölfe; Spuren dieser Fangart findet man in den Wäldern noch öfters. Die Wolfsgrube war mit lebendigem Köder versehen, desgleichen der Wolfsgarten (*hundiaed*), eine aus zwei konzentrischen Zäunen mit automatisch schliessender Tür bestehende Fangvorrichtung. Viele Fanggeräte für Wild gleichen denen des Fischfangs, so z. B. die Wolfsangel (*hundiõng*, Abb. 2) mit mittels einer Feder losschnellenden Widerhaken. Rebhühner fängt man auch mit Fischwentern und Wildenten mit Fischnetzen. Auf dem Prinzip des Fischnetzes beruht das zum Fuchsfang benutzte Stachelrohr (*rebasetonn*) mit dem Köder in der Mitte und Widerhaken an beiden Öffnungen. Vögel und kleinere Tiere fängt man auch mit Schlingen (*silmus, nöör, pael, keel*) aus Pferdehaar, gewachstem Garn oder Eisendraht. Öfters sind es sog. Schnellschlingen mit besonderer Vorrichtung zum Losschnellen, wobei die Schlinge von einem Baumwipfel oder mit Schwippgalgen (*valdas*) zusammengezogen wird. Von den eigentlichen Fallen sind im Gebrauch die Kastenfallen (*lausk, lõuk*), die beim Zufallen den Vogel oder das Wild am Leben lassen, oder Quetschfallen (*nakas*, Abb. 3), deren Fallbaum oder Fallbrett die Beute tötet. Der Fallbaum fällt durch das eigene

Gewicht zu, während das Fallbrett ausserdem mit einer Feder in Form einer stark tordierten Schnur versehen sein kann. Füchse, Ottern und Bären hat man auch mit Tritteisen gefangen. Mit Gift, Strychnin und Arsenik, fängt man Füchse, während zum zeitweiligen Betäuben der Vögel mit Branntwein durchtränkte Körner als Köder benutzt werden; für Bären ist sogar Branntwein mit Honig vermischt worden. Für Hirsche, Bären und Wölfe benutzt man auch selbstschiessende Spiesse und Flinten, die auf Waldpfaden aufgestellt werden, wobei diese durch eine Schnur gesperrt werden, die an der Auslösevorrichtung befestigt ist.

## SEEHUNDSJAGD.

Seehundsjagd treibt man auf den Inseln und an den Küsten. Auf den zwei Inseln Kihnu und Ruhnu bildet sie noch gegenwärtig einen wichtigen Erwerbszweig. Man fängt hauptsächlich gemeine Seehunde und Ringelrobben, seltener Kegelrobben. Bei ergiebiger Beute schlägt man die Seehunde, besonders die jungen, einfach mit dem Knüppel tot. Das gewöhnlichste Fanggerät ist aber die eiserne Harpune *(hülgeraud,* Abb. 5) mit zwei Widerhaken, die vom sog. *käks* (Abb. 4) geschleudert wird. Dies letztere ist ein 1,5 m langes Ruder, an dessen Schaufel ein Bootshaken befestigt ist. Auf das obere Ende des Stabes setzt man die Tülle der Harpune und bindet daran ausserdem ein 10—20 m langes Seil, mit welchem der erlegte Seehund aus dem Wasser gezogen wird. Neben der Harpune kommt die Flinte immer mehr zur Anwendung. Auf Ruhnu gibt es noch jetzt selbstverfertigte Flinten, die beim Schiessen auf einer niedrigen Holzgabel stehen. Nach dem Weltkriege sind zur Seehundsjagd ganz allgemein Militärgewehre in Gebrauch gekommen. Die erschossenen Seehunde fischt man mit langstieligen, einhakigen, eisernen Robbenspiessen aus dem Wasser. Mutterrobben fängt man mitten im Winter auch mit der sog. Angel *(hülgeõng,* Abb. 6), deren mittleren Haken man den Robbenjungen in die Rückenhaut stösst, während die beiden übrigen Gabelungen der Angel frei bleiben. Die Mutterrobbe umfasst das ins Eisloch geworfene Junge mit ihren Flossen

und zieht sich beim eiligen Weiterschwimmen die Haken in die Brust. Es soll vorgekommen sein, dass die Steine am Strande mit eisernen Haken versehen wurden, auf welche die Seehunde sich spiessten, wenn sie auf den Strand kamen. Mit Netzen wird hauptsächlich auf Kihnu gefangen.

Der Seehund wird viermal jährlich zu bestimmten Jahreszeiten erbeutet. Im Hochsommer erlegt man ihn an der eigenen Küste. In wasserdichten Lederhosen, bis zur Brust im Wasser stehend, lauert man ihm zwischen den Steinen auf. Im Herbst fährt man mit grossen Segelbooten an fremde Küsten im Rigaschen und auch im Finnischen Meerbusen, wobei die Art des Fanges der vorigen gleich ist. In den Wintermonaten, von Januar bis März, fängt man die Seehunde vom Eise aus sowohl mit der Harpune als auch mit der Flinte. Der Februar, die Zeit des Werfens der Seehunde, ist auch die Zeit des Fangens mit der Angel. Junge Robben lässt man zwischen den Eisbänken von dazu dressierten Hunden aufspüren. Auf dem Eise tragen die Jäger weisse Kleider in der Schutzfarbe. Die Einwohner von Prangli schleichen bäuchlings auf einer langen schneeschuhähnlichen Schiene (*tang*) heran, an deren Spitze ein viereckiges weisses Segel befestigt ist. Dieses maskiert den Jäger, der seine Flinte durch eine Öffnung im Segel steckt.

Oft bleibt man mehrere Wochen auf dem Eise und versieht sich mit den nötigen Nahrungsmitteln und mit Kleidern. Alle Bagage wird im Boote nachgeschleppt, auf welchem man bei der Heimkehr auch die Beute transportiert.

Zum Schleppen der Beute benutzt man auch kleine Schlitten, die an Schnüren nachgezogen werden. Auf das Eis nimmt man einen Kompass, ein Fernrohr, Schutzbrillen und ein Trinkrohr aus Vogelknochen zum Trinken aus dem Eisloch mit. Feuer wird auf dem Eise sehr selten gemacht, gewöhnlich wird kalt gegessen. Die vierte Fangzeit ist im Frühling, zur Zeit des Eisganges im April, dann segelt man höher hinaus auf die See, schiesst und harpuniert die Seehunde vom schwimmenden Treibeis aus.

Zum Schleppen eines grösseren Bootes auf dem Eise befestigt man eine besondere Holzkufe *(trou)* unter seinem Kiel.

Die Mannschaft hat sich mit Tauen an das Boot festgebunden, um sich zu retten, falls das Eis bricht, und schiebt das Boot an Querhölzern, die über die Bootsborde reichen, vor sich her.

Seehundsfett und -fell tauscht man auf dem Festlande gewöhnlich gegen Korn, Salz, Eisen und andere Waren ein. Das Fleisch der jüngeren Tiere wird auch gegessen. Beim Seehundsfang hat sich, besonders auf Ruhnu, eine ganz bestimmte Art der Teilung der Beute ausgebildet, wobei die Fänger zu bestimmten Gruppen gehören, die zu jeder Fangzeit wechseln. Die Beute wird unter den Mitgliedern dieser Gruppen verlost. Nur das Fell erhält der tatsächliche Erleger des Tieres. Der Zehnte von der ganzen Beute gehört aber dem örtlichen Pastor.

## FISCH- UND KREBSFANG.

Die Gewässer, in welchen in Estland gefischt wird, sind einerseits das Baltische Meer zwischen dem Finnischen und dem Rigaschen Meerbusen und andererseits der an der Ostgrenze liegende grosse Peipsi, endlich auch die kleineren Binnengewässer, deren grösstes der Võrtsjärv ist. Da die Fischerei auf dem Meere gegenwärtig den Charakter des Grossbetriebes trägt, ist vom ethnographischen Standpunkt die Binnenfischerei interessanter. Die Peipsifischer sind hauptsächlich die dort lebenden Russen, deren Einfluss auf die Art der estnischen Fischerei sich im Laufe des 19. Jh. auch weiter, sogar bis Tallinna und Paldiski, geltend gemacht hat.

Von den Meerfischen fängt man in estnischen Gewässern in grösseren Mengen Strömlinge und Killo, letzterer ist unter dem Namen „Revaler Killo“ auch im Auslande bekannt. Teurere Fischarten sind Lachs, Forelle und Aal, in den Fällen des Narva-Flusses fängt man ausser Lachsen auch viel Neunaugen. Ein spezieller Peipsifisch ist der Stint, der früher getrocknet massenhaft nach Russland als Fastenspeise ausgeführt wurde, desgleichen Rebse. Der seinerzeit gerühmte, märchenhafte Fischreichtum der estnischen Binnengewässer, speziell des Peipsi, ist durch die Raubfischerei des 19. Jh. sehr zurückgegangen. Zahlreiche Nachrichten bezeugen, dass das

Fischereirecht schon seit der Ordenszeit dem Landeigentümer gehörte, dem die Fischer den Zehnten vom Fang zahlen mussten. Im Meere, im Peipsi und in anderen grösseren Gewässern war der Fang frei, dennoch gehörte der Strand mit der näheren Umgebung dem Landesherrn, resp. dem Grundbesitzer, der die Benutzung der Landungsplätze besteuerte.

Mit der Hand fängt man eben noch Krebse. Von den übrigen primitiven Fangarten sei hier genannt das Betäuben der Fische mit der Keule *(põrunui)* durch das neue Eis, was aber allerdings hauptsächlich zum Zeitvertreib der Knaben gehört. Allgemein verbreitet ist dagegen, trotz aller Verbote, das Fischstechen mit der Gabel *(ahing, väster)*. Schon seit der jüngeren Eisenzeit finden wir hier die aus 2 symmetrischen Teilen zusammengesetzte Stechgabel, die auch eben noch vorkommt. Verwandt mit dieser ist die sog. Fächergabel (Abb. 7), die neben der Gratgabel gegenwärtig am häufigsten benutzt wird. Seltener sind die Blatt- und Bogenzinkengabeln (Abb. 8). Fische werden sowohl am Tage als auch in der Nacht, bei Feuer, gestochen. Auf an der Spitze des Bootes befestigten Eisenrosten oder Rasenstücken, die auf Brettern über dem Boote liegen, werden Fackeln gebrannt. Die Benennung *toosel käik* deutet darauf hin, dass früher Birkenrindenrollen dazu gebraucht wurden. Die Schweden auf Ruhnu stechen auch Fische, bei Feuer im Wasser watend, dann trägt einer von ihnen den Rost an einer krummen Holzstange am Gurt.

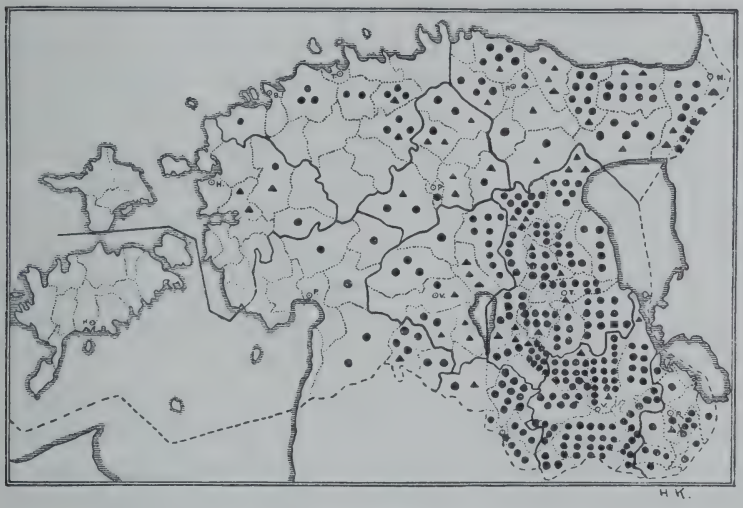
Die Schleppangel *(lant, vedel)*, die aus Knochen verfertigt im Ostbaltikum schon im Neolithikum vorkommt, wird auch jetzt noch benutzt, natürlich aus Metall gegossen. Die Angeln ohne Köder bestehen meistens aus einem Bleifisch mit 2—3 Haken. Am Peipsi findet sich auch eine Quappenangel *(lutsumänd)* mit 5—10 strahlenförmigen Ästen, die mit Metallplatten behängt sind, wodurch sie die Quappen anlocken. Von den Angeln mit Köder benutzt man in den Binnengewässern gewöhnliche Sportangeln *(õng)*, während man auf dem Meere nur die Handangel ohne Rute und ohne Korken braucht. Zu letzterer gehört auch die 2—3-ästige Jochangel *(käekook)*. Die Setzangel *(und)* benutzt man sowohl in Binnengewässern wie auf dem Meere, im Sommer wie im Winter. Zum Regulieren der Tiefe

und um das Reissen der Schnur zu verhüten, wird die Mitte derselben auf einen kleinen Holzhaken gewickelt, von welchem sie sich, den Fisch nachschleppend, allmählich abwickelt. Mit Langleinen *(põhjaõnged)* fängt man erst seit Beginn dieses Jahrhunderts.

Bei der Umschliessungsfischerei ist das einfachste Gerät der Hamen *(haam, kahv, tserbak)*, welcher als selbständiges Fischereigerät im Winter benutzt wird, um damit dem Ersticken nahe Fische aus dem Eisloch zu heben. Mit Köder versehen ist der Hamen ein sehr allgemeines Krebsfanggerät. Grössere hamenartige Fanggeräte, die man am Stiele am Fluss- oder Seeboden vor sich herstösst, heissen *nott*. Mit einem 3-seitigen prisma-ähnlichen Holzrahmen versehen, sind sie unter dem Namen *liiv* weit und breit gebraucht. Durch Trampen *(mütt)* scheucht man die Fische dahinein. Sackähnliche Fanggeräte ohne Rahmen sind am Võrtsjärv in Gebrauch. Ihr Name *kale* reicht bis in die finnisch-ugrische Zeit. Auf das *kale*-Netz ist der *kale*-Wenter gefolgt, d. h. ein Wenter mit Flügeln, der am Boden weiter geschleppt wird.

Die einfachsten Zugnetze (*noot*) sind ohne Sack, die Fischer halten sie an beiden Enden und waten im Wasser oder am Ufer des Baches. In grossen Gewässern benutzt man aus vielen, kleinmaschigen Netzen zusammengesetzte Spiralzugnetze (*käänivõrk*). Im Schilf fängt man in Ost-Estland mit dem 2-flügeligen Kufenzugnetz (*kuurits*). Die Mehrzahl der Zugnetze hat jedoch einen Beutel. Die Zugnetze mit dem einzigen Flügel am Beutel (*raga*) werden auf dem Peipsi als Spiralzugnetze verwendet. Gewöhnlicher sind jedoch die 2-flügeligen Zugnetze mit dem Beutel in der Mitte (*noot*). Von diesen ist das bekannteste das sog. *mutinoot* (russ. *mutnik*), dessen beide Flügel durch dicke Stricke, an welchen Zeuglappen oder Strohbündel befestigt sind, verlängert sind. Diese Stricke, die am Boden gleiten, scheuchen die Fische in die Mitte des Netzes. An die dicken Stricke sind dünnere Zugseile angeknotet. Ganz ähnliche Zugnetze benutzt man im Meere zum Buttenfang schon seit Beginn des 19. Jh., während dieses Fanggerät in den Binnengewässern noch älter ist. In der 2. Hälfte des 19. Jh. gab es auf den Inseln und an der Küste zum Strömlingsfang

grosse, aus mehreren Dutzend Netzen zusammengesetzte Zugnetze mit Beutel, die aber beim Aufkommen der Meereswenter ausser Gebrauch kamen. Zugnetze werden auch beim Winterfischfang benutzt, wobei das Zugseil mit einer Gabel unter dem Eise von einem Eisloch zum andern geleitet wird. Beim Herausziehen der Netze bedient man sich einer von einem Pferde gedrehten Winde.




Verbreitung des Kufenzugnetzes. Nach H. Kurrik.

Neben den Zugnetzen sind die Stellnetze *(võrk)* ein wichtiges Fanggerät. Ihre Form, Grösse und Maschenweite ist sehr verschieden und hängt vom Fangobjekt sowie anderen Umständen ab. Eine andere Art des Fanges ist das Treibenlassen der Netze. Die Treibnetze (*ajuvõrk*) werden bis zu Kilometerlänge zusammengebunden, ein Ende befestigt man am Boot, während das andere frei schwimmt. Die Netzreihe *(jada)* mit dem Boot bewegt sich, von der Strömung und dem Winde getrieben, langsam vorwärts.

Der Strömlingsfang mit Treibnetzen kam gegen Mitte des 19. Jh. auf. Am gebräuchlichsten sind aber Stellnetze, die gewöhnlich zur Nacht verankert werden, ohne dass die Fischer dabei bleiben. Auch Stellnetze werden reihenweise zusammen-

gebunden. Diese werden ebenso zum Winterfischfang benutzt und auf dieselbe Art wie die Zugnetze unter das Eis gebracht. Grössere Fische fängt man mit dem 3-wandigen Stellnetz *(abar, kimudega võrk)*, dessen äussere Wände viel niedriger, aber viel weitmaschiger sind als das mittlere Hauptnetz. In solche Netze verwickeln sich die Fische weit leichter. Sehr oft benutzt man ein Trampholz zum Scheuchen der Fische in das Netz, besonders in das 3-wandige Stellnetz. Das Trampholz *(mütt)* ist entweder scheibenförmig oder zylinderförmig hohl, aus Holz verfertigt. Zu Beginn dieses Jahrhunderts kamen die gekauften, aus Baumwollgarn geknüpften Netze in Gebrauch, früher knüpfte man die Netze zu Hause aus Leinen- oder Hanfgarn. Die Flotten (*pullud, laosed, käbad*) verfertigt man entweder aus Holzbrettchen, Kiefernrinde oder Binsen, in älterer Zeit auch aus Birkenrindenrollen. Die zu Netzsenkern benutzten Steine (*kivid*) befestigte man am unteren Rande des Netzes entweder durch Umwickeln mit Schnur, durch Anbinden durch ein Loch im Stein, umwickelte sie mit Birkenrindenstreifen, oder nähte sie in Zeuglappen.

Die Fischwehre *(kalatõkked)* in den Flüssen baut man entweder aus Steinen oder aus einem zwischen Pfosten geflochtenen Rutenzaun oder aus gegen die Wehrpfosten gepressten Reisigbündeln. In die Öffnungen der Wehre stellt man Reusen (*mõrd*). Die einfachste Reuse ist ein langes, schmales trompetenähnliches Fanggerät ohne Kehle (*peru*), aus Ruten oder aus Garn. Die gewöhnliche Rutenreuse hat 1—2 Kehlen und entweder Längsrippen aus dickeren Zweigen, oder Reifen, die entweder rund oder spiralenförmig sind und der Reuse als Gerippe dienen. Zum Krebsfang benutzt man in West-Estland zylinderähnliche Spanreusen mit Kehlen an beiden Enden, wobei die Beute durch eine Klappe mitten in der Reuse herausgehoben wird. Im Narva-Flusse stellt man zum Neunaugenfang kleine Reusen aus Kieferspänen mit einer Kehle aus Birkenrinde. Man setzt sie ohne Wehr in einer langen Reihe, an einer Tragschnur befestigt, in den Fluss. Die Garnreusen sind entweder kurz mit einem festen Rahmen aus Ruten, oder längliche zusammenlegbare Wenter *(rüsa)*, bei denen das Netzwerk über eine Reihe allmählich kleiner werdender Reifen aus Ruten

gespannt ist. Der Wenter wird gewöhnlich ohne Wehr benutzt, das durch die Netzflügel und Leitnetze *(karjaaed)* ersetzt wird, wodurch mehrere Wenter miteinander zu einem Ganzen verbunden werden. Die grossen, bis zu 20 m langen Meerwenter mit mehreren Kehlen kamen erst gegen die 2. Hälfte des 19. Jh. in Gebrauch und gehören zu den modernsten Fanggeräten.

Schliesslich kann auch das Fischwehr selbst, auf dem Prinzip der Reuse gebaut, zu einem Fanggerät ausgebildet werden. In Estland kennt man nur noch Spuren von solchen nierenförmigen Fischwehren namens *kaits* oder *käre*. Zur Sperrfischerei gehört ferner ein Fanggerät *tähes* (Abb. 9), ein 3—4 m langer Sack aus Netzwerk, der mit Holzrahmen in der Öffnung des Wehrs befestigt ist. Der Fischer hält in der Hand 3 Fühlleinen, die am Boden des Netzes angebunden sind und deren Bewegung sofort erkennen lässt, wenn ein Fisch ins Netz geht, worauf der Sack herausgehoben wird. Das ist ein uraltes Fanggerät, zu welchem sich Gegenstücke bei den Ob-Ugriern in Sibirien finden. Gegenwärtig sind solche Garnsäcke in Estland schon mit einer Kehle versehen und an dem Ende der Fühlleinen ist eine Glocke befestigt, die ankündet, wenn ein Fisch hineingeraten ist. Diese Fangart wird *sääsapüük* und der Garnsack selbst *sääsavõrk* genannt.

Wegen Raummangel muss hier von einer Beschreibung allen Zubehörs und der Herstellung der Fanggeräte abgesehen werden.

## ACKERBAU.

Nach vorgeschichtlichen Daten hatten die Bewohner Estlands in der älteren Eisenzeit, die man allen Grund hat schon für Esten zu halten, sich bereits in Gegenden angesiedelt, die sich zum Ackerbau eigneten. Dieser war somit schon in jener Zeit ein wichtiger Erwerbszweig. Vom Alter des Ackerbaus zeugt auch eine ganze Reihe diesbezüglicher Kulturwörter, die bis in die finnisch-permische (ca. 1000 v. Chr.), ja sogar bis in die finnisch-ugrische Zeit (ca. 2500 v. Chr.) zurückreichen.

Die ältere Art des Ackerbaus ist der Schwendbau, wobei die Saat nach dem Brennen sofort in die Erde gesät

wurde, ohne vorhergehendes Beackern; erst nachher wurde der Samen eingepflügt oder eingeeggt. Nach Hupel ergab im 18. Jh. die Ernte auf Schwendland *(ale, sõõrd)* das 9.—12. Korn; ein Feld wurde 3—4-mal nacheinander besät und musste dann etwa 20 J. brach liegen. Zum Schwenden bedeckte man die ganze Fläche mit gefällten Bäumen und Sträuchern gleichmässig und verbrannte diese, oder legte sie reihenweise in Haufen und rollte sie brennend weiter.

Beim Urbarmachen eines waldlosen oder nur mit Gesträuch bedeckten Landes wandte man das sogen. *kütis*-Verfahren an. Das Land wurde nach Entfernung des Gesträuches aufgepflügt, dann mit Reisigbündeln, diese wieder mit Rasenstücken bedeckt und dann angezündet. Nach Hupel ergab die Ernte das 12.—20. Korn. Nach 4—5 Ernten musste der Boden aber 16—20 Jahre ruhen. Hatte das Land selbst zu wenig Gesträuch, so wurde es vom Heuschlage oder aus dem Walde geholt. Neben dem Schwendland hatten die Esten wenigstens schon in der jüngeren Eisenzeit in der näheren Umgebung der Höfe ständige Brustfelder, wo wahrscheinlich auch schon Düngung stattfand. Schon aus jener Zeit kennt man alle wichtigeren Getreidearten: Roggen, Weizen, Hafer, Gerste, ferner: Flachs, Hanf u. Rüben.

Eben wird noch in den waldreichen Gegenden im Süd-Osten, Nord-Westen und Nord-Osten Estlands geschwendet. Zur Rodung von Neuland wird, insbesondere in Süd-Estland, ausser dem Beil eine sog. Schwendsense (*võsavikat, võssai*) benutzt. Dieselbe hat eine kurze, feste Schneide und wird mit einem Strick über der Schulter befestigt, um beim Schneiden die ganze Körperkraft ausnutzen zu können. Die Hacke (*kõblas, maakirves*) benutzt man hauptsächlich beim Urbarmachen von Moorland zur Beseitigung der Rasenhügel, wogegen der einfache oder gegabelte Grabstock auch jetzt noch in einzelnen Gegenden zum Aufnehmen der Kartoffeln dient.

Nach Dr. P. Johansen soll bei den Esten bis in die zweite Hälfte des 13. Jh. die Zweifelderwirtschaft geherrscht haben. Von da ab soll man allmählich zur Dreifelderwirtschaft übergegangen sein. Das Dreifeldersystem

*(kolmandus)* blieb dann alleinherrschend bis in die 30-er Jahre des 19. Jh., wo der Anbau von Kartoffeln und Klee eine weitere Vergrösserung der Felder auf Kosten des Brachlandes erforderte.

Die Düngung geschieht entweder durch die weidende Herde oder durch Stalldünger. Als Spreu kommen ausser Stroh und Kurzstroh noch Baumäste, Kiefernadeln, Ameisennester, Torf usw. in Betracht. Auf den Inseln und an der Küste spielt

Verbreitung des Haken- und Gabelpfluges. Nach G. Ränk.

die Schlammdüngung eine wichtige Rolle. Zum Herausholen des Schlammes aus dem Meere bedient man sich Rechen, Wehre oder alter Netze und führt ihn im Wagen aufs Feld. Den im Herbst und Winter gesammelten Schlamm lässt man oft bis zum nächsten Frühling in Haufen liegen.

Zum Aufladen des Stalldüngers benutzt man 2—4-zinkige Mistgabeln *(vigel)*; die älteren waren aus Holz, darauf bekamen sie eiserne Spitzen, und jetzt sind die Gabeln aus Eisen ganz allgemein. Zum Abladen braucht man einen 2-zinkigen Holz- oder Eisenhaken *(sõnnikukonks)*. Früher wurde der Dünger mit den Händen ausgebreitet, jetzt bedient man sich dazu einer 2—4-zinkigen Gabel *(sõnnikuhark)*.

Es gibt 2 Haupttypen von Pflügen: auf den Inseln und in Nord-Estland den Hakenpflug *(vannasader,* Abb. 11) mit ungeteilter Schar *(vannas),* im südl. Teil des Landes den Gabelpflug *(harkader,* Abb. 10), der wiederum in 2 Gruppen zerfällt: im SO mit niedriger Sterze, in Mittel-Estland mit zwei nach aufwärts gebogenen Handhaben, welch letzterer gewissermassen eine Zwischenform der beiden Haupttypen darstellt. Verhältnismässig selten war der hölzerne Sohlenpflug *(taldader),* denn dem

Verbreitung der zwei Haupttypen des Gabelpfluges. Nach G. Ränk.

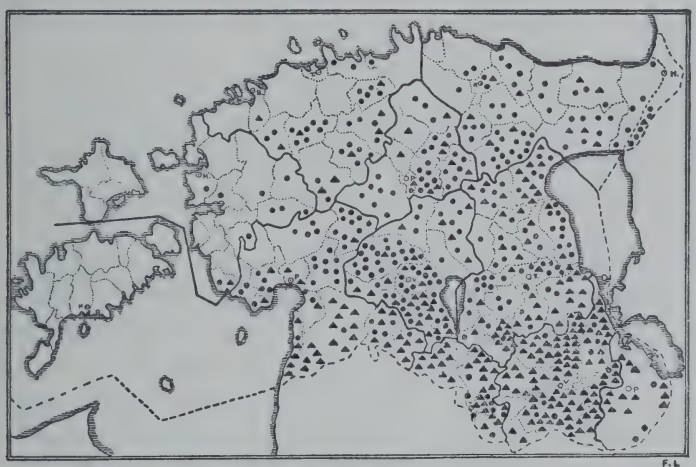
Haken- sowie dem Gabelpflug folgte unmittelbar gegen Ende des 19. Jh. der eiserne Sohlenpflug mit Vorschneidemesser *(sahk).*

Zum Losschneiden des Rasens auf Neuland benutzt man in Setukesien gegenwärtig noch den Messerpflug *(viirader),* der eigentlich ein grosses Vorschneidemesser darstellt und dem Gabelpflug vorausgeht.

In Süd-Estland wird noch die Strauchegge *(karuäke)* gebraucht. In Läänemaa erinnert man sich auch einer an Stricken nachgeschleiften, ästigen Baumkrone, die als Egge gedient hat. Am verbreitetsten ist heute die Rahmenegge *(raamäke)* im Süden, oder die Gliederegge *(pakkäke)* im Norden, beide mit Holz- oder Eisenzinken. Die Walze *(rull)* war gewöhnlich

glatt, ohne Rillen. Oft wird daran eine Bank für den Arbeiter angebracht. Neben der Walze benutzt man auch ein mit Steinen beschwertes Glättbrett *(libistaja)*. Gegen Ende des 17. Jh. waren die Walzen noch unbekannt.

Gesät wird meistens aus einem leichten Holzgefäss *(külimit)*, das dem Säer an einem Gurt über der Brust hängt. In Süd-Estland sät man auch aus der Schürze. Gesät wird gewöhnlich „von einem Fusse", d. h. den rechten Fuss immer voran-



Verbreitung der Gliederegge (●) und Rahmenegge (▲).

stellend. Die Saatfläche wurde mit Rillen durchzogen, was man mit den Zehen, mit einem Holzhaken, oder mit einem kleinen Hakenpflug *(hitsmeader)* tat.

Noch zu Anfang dieses Jh. wurde Roggen allgemein mit der Sichel *(sirp)* geschnitten. Die Sichel auf dem Festlande ist gezähnt, die Schneide endet mit einem eisernen Stiel, über welchen Ringe aus Birkenrinde gereiht werden. Die Sichel auf den Inseln hat einen krummen Holzstiel, an welchen die breite, glatte Schneide genietet ist. Gegen Ende des 19. Jh. wurde aus Lettland die kurzstielige Roggensense *(rauts)* entlehnt, zu welcher ein kleiner 4-zinkiger Rechen gehört. Stellenweise wird auch die grosse Sense *(vikat,* Abb. 12) zum Mähen von Heu und von Getreide benutzt. An die Sense

wird an manchen Orten ein Bogen oder Rahmen zum Zusammenschieben des gemähten Roggens angebracht. Der geschnittene Roggen wird in Garben *(vihk)* gebunden, wobei zum Zubinden der Strohbänder ein Holzhaken benutzt wird. Zum Trocknen werden die Roggengarben in pyramidenähnliche Haufen *(naber, hakk)* auf dem Felde hingestellt. Für anderes Getreide gibt es Holzgestelle von sehr verschiedener Art: Bäumchen mit Aststummeln, einzeln oder in Reihen *(sard)*, diese letzteren mit oder ohne Querstangen, dann pyramidenförmige Gerüste, oder 2 gegeneinander gestellte, breite Leitern *(rõuk)* usw.

Wenn das Korn auf dem Felde getrocknet ist, fährt man es in die Riege und legt es auf die Dörrstangen *(parred)*, wo es vom Rauch des Riegenofens in ca. 24 Stunden trocknet. Dann nimmt man es von den Stangen, und das Dreschen beginnt.

Der Vordrusch des Roggens geschieht in der Riegenstube auf einer Ausschlagebank *(rabamispink)* auf 2 Füssen, oder gegen die Wand; darauf wird er auf der Tenne im Kreise oder in 2 Reihen schichtweise ausgebreitet und mit dem Prügel *(vart)* oder Flegel *(koot, pint)* gedroschen. Stellenweise werden die Garben statt dessen aber nochmals auf der Bank gedroschen. Mit dem Prügel drischt man gegenwärtig noch auf den Inseln und im Westen des Landes, sonst überall mit Flegeln. Von letzteren gibt es 4 Typen mit entsprechendem begrenztem Verbreitungsgebiet.

Das Sommerkorn wird von Pferden ausgetreten. Im Süd-Osten benutzt man auch die von Pferden gezogene, gerillte oder mit langen Zapfen versehene Dreschwalze *(rehetamp)*. Viel seltener wird mit dem Schlitten oder Wagen gedroschen. Es gibt aber auch Nachrichten über Korndreschen durch Treten mit den Füssen, bei Gesang.

Das gedroschene Korn wird vom Stroh getrennt und in Sieben *(sari)* von verschiedener Dichte gewindigt oder mit der Schaufel geworfelt. Das Getreide verwahrte man in hölzernen Kornkisten auf dem Speicher, oder in grossen stehenden oder liegenden Tonnen (*tõrs, kumm*). Kaff und Spreu verwahrt man in besonderen Nebenräumen.

Auf dem Festlande werden die Kartoffeln in die fertigen Furchen *(vagu)* gesteckt, die dann zugepflügt werden. Auf den Inseln und im Westen wird jeweils eine Furche gezogen, darauf die Saat eingesteckt, erst dann die folgende Furche gezogen, mit der die erste zugleich zugepflügt wird. Zum Behäufeln pflügt man die Kartoffeln 2—3-mal während des Sommers, dazwischen sie auch eggend. Zum Behäufeln bindet man auf die Schar des Gabelpfluges ein 3-eckiges Brett

Verbreitung der Dreschflegeltypen.

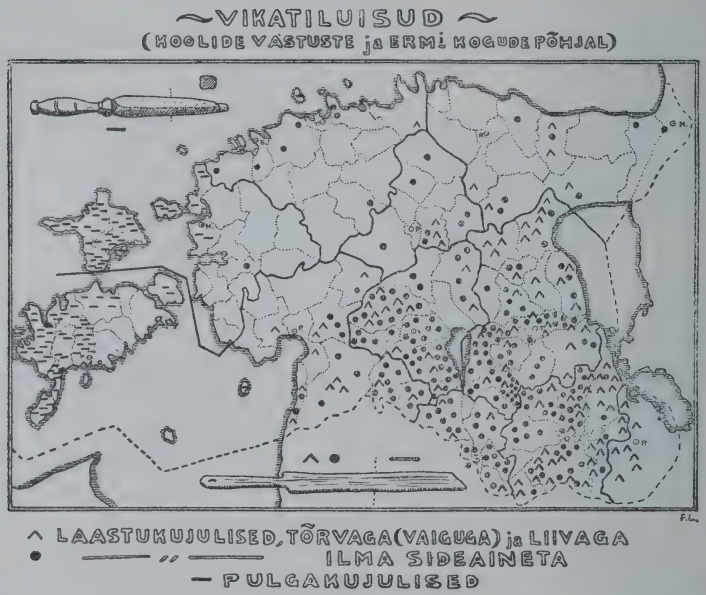
an Stelle der eisernen Schaufel, dem Hakenpfluge steckt man Stroh an das Schareisen. Zum Kartoffelnehmen werden die Furchen mit dem Pfluge losgepflügt und mit 1—2-gabligen Holzhaken *(kiks)* oder Grabstöcken *(kartulivai)* herausgeholt. Wo die Erdschicht auf Kalkflies zu dünn ist wie auf den Inseln, werden die Kartoffeln auch buschweise angepflanzt und mit dem Spaten behäufelt.

Zur Heumahd benutzt man dieselben Sensen wie zum Kornschnitt. Unterwegs wird die Sense in ein Futteral aus Holz oder Baumrinde gelegt, damit sie den Träger nicht verletzt.

Gewöhnlich werden die Schwaden *(kaar)* von einer Seite gemäht, wobei die Mäher in einer Richtung hintereinander schreiten. Auf Heuschlägen mit geringem Ertrage werden je

2 Schwaden gemäht, wobei die Mahd an mehreren Stellen beginnt und jede zweite Schwade die entgegengesetzte Richtung der ersten hat.

Gewetzt werden die Sensen auf sehr verschiedene Art. Auf den Inseln werden sie vor dem Aufbruch zur Mahd auf dem Schleifstein *(käi)* gewetzt, auf dem Festlande mit dem Messer geschnitten und auf einem kleinen Amboss mit einem




Verbreitung der beiden Haupttypen von Wetzhölzern.

Hammer *(pinn)* geklopft. Während der Arbeit dengelt man die Sensen in Süd-Estland mit einem Wetzholz *(puuluisk)*, auf dessen gerillte Fläche aus einem Hörnchen Sand gestreut wird. Auf den Inseln und in Nord-Estland hat das Wetzholz die Form von Stöckchen, deren beide Seitenflächen mit einem Gemisch von Sand und Wachs, Fett oder Teer bedeckt sind. Die Heurechen *(reha)* haben gewöhnlich einen gegabelten, auf den Inseln und im Westen dagegen einen geraden Stiel. Der letztere verbreitert sich an der Basis und hat öfters eingeschnitzte Verzierungen und Hofmarken. Das halbtrockene Heu legt man zur Nacht in runde oder längliche,

kleine Haufen *(ruga, saat)*, die dann von Pferden auf Ästen zusammengeschleppt oder von Menschen auf Traghölzern zusammengetragen werden. Trockenes Heu wird in grossen, runden Haufen *(kuhi)* frei oder unter einem verstellbaren Dach auf 4 Pfosten *(sara)* oder in der Scheune aufbewahrt.

Schwerere Feldarbeiten wie Düngerführen, Heumähen, Korndreschen verrichtet man auch jetzt noch öfters gemeinschaftlich *(talgus)*, wobei Bier, Branntwein, Spielleute und darauf ein Tanz für gute Stimmung sorgen.

Die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern ist sehr verschieden. Auf den Inseln war die Frau bis zum Weltkriege fast die alleinige Feldarbeiterin, die Männer begnügten sich damit, die Zäune zu bauen und am Korndrusch teilzunehmen. Auf dem Festlande gehört die Feldarbeit ins Bereich der Männer, wobei es kleinere Unterschiede in der Teilung von besonderen Aufgaben gibt.

## VIEHZUCHT.

Einen reichen Viehbestand der Esten im 13. Jh. bezeugt die Aufzählung riesiger Kriegsbeuten in der Chronik Heinrichs von Lettland. Nach Hupel hielten die Esten auch im 18. Jh. viel Haustiere, viel mehr als ein rationeller Haushalt erfordert hätte. Dagegen liess die Pflege der Tiere in jener Zeit viel zu wünschen übrig, nicht nur bei den Bauern, sondern sogar auf den Gütern. So schreibt Hupel: „bey lang anhaltenden Wintern decken beyde ihre Strohdächer ab; das elende Stroh, welches ohnehin bey dem Dreschen durch das Dörren seine Nahrhaftigkeit verlohr, ist nebst kalten reinen Wasser der einzige Unterhalt des Rindviehes in den Ställen armer Bauern und genauer Landwirthe. Salz, die grosse Erquickung für das Vieh, ist theuer; Mehl schont man; den Brantweinbrak, Kaf (Spreu) und Heu fressen die zum Verkauf aufgestellten Mastochsen, die Pferde, Schafe und Schweine. Man ist zufrieden, wenn man im Winter von dem Rindvieh, das des Frühjahrs kaum gehen kan, nur Düngung erhält.“ Dieser Zustand auf den Bauernhöfen fängt erst nach Aufhebung der Fron an sich

zu bessern, und in der Gegenwart findet man derartige Verhältnisse kaum noch in den ärmsten Gegenden.

Das am meisten geschätzte Haustier bei den Esten ist das Pferd. Auch jetzt noch trinken oft Herr und Pferd aus demselben Eimer. Die Pferde der Landrasse sind klein, dabei anspruchslos, widerstandsfähig und kräftig. In früherer Zeit spannte der Bauer nie mehr als ein Pferd vor den Wagen oder den Pflug. Den ganzen Sommer hindurch wurde das Pferd draussen auf der Weide gefüttert. Um ein Verlaufen zu verhüten, wurden die beiden Vorderfüsse mit einem Strick *(kammits)* zusammengekoppelt, oder es wurde ihm ein Holzklotz *(klomp)* um den einen Fuss gelegt. Ein am Halse hängender Knüppel dagegen hinderte es daran, über den Zaun zu springen. In der Sommerhitze und während der drängendsten Arbeitszeit weidete man die Pferde des Nachts, wobei junge Burschen am Feuer sitzend hauptsächlich gegen Wölfe Wache hielten. Zum Zusammentreiben der Pferde und zum Verscheuchen derselben aus dem Kornfelde benutzte man Rasselstöcke *(tirinui,* Abb. 13) und Knarren *(käristi).* Im Winter waren die Pferde im Stall, d. h. in älterer Zeit fast immer auf der Dreschtenne. Zum Entwöhnen der Füllen legte man ihnen einen eisernen Ring mit Stacheln über die Nüstern, wodurch sie beim Säugen die Mutter verwundeten. Angespannt wurden schon 2—3-jährige Fohlen und die ersten Fahrten gewöhnlich im Winter im Schlitten gemacht. Noch gegen Ende des 19. Jh. wurden die Pferde nur zum Winter beschlagen.

Die Landrasse des Rindviehs hat sich am reinsten auf den Inseln erhalten. Es sind kleine Tiere mit hellrotem Fell, deren grösste Tugend Anspruchslosigkeit in der Pflege ist. Die Namen gibt man den Tieren nach ihrer Farbe, nach der Form der Hörner oder anderen Merkmalen. Die Kühe sind gewöhnlich den ganzen Sommer über auf der Weide wie gegenwärtig auf Saaremaa, wo es noch gemeinsame Dorfweiden gibt. Zum Melken nähert sich die Herde 2—3-mal täglich den Höfen. Die Rinder hatten Holzglocken *(krapp,* Abb. 14) mit Holzklöppeln am Halse. Im Winter lebten die Tiere in Ställen oder in der Dreschtenne; junge Tiere brachte man bei grosser Kälte sogar in die Wohnstube. Im Stalle band man die

Tiere an der Wand oder an der Krippe mit einem Holzringe um den Hals und einem aus Ruten geflochtenen Halfter (*kütke*) an. Zum Trank diente gewöhnlich kaltes Wasser, zur Nahrung Stroh, Heu, auch gebrühtes Kaff. Die Milchkühe liess man gewöhnlich zum Frühling kalben, wodurch man öfters schon im Herbst ohne Milch war.

Zugochsen waren früher ganz allgemein. Es war vorteilhafter, ein paar Ochsen als ein Pferd zu halten, denn diese waren anspruchsloser in der Nahrung und ruhiger beim Pflügen von steinigem Boden oder wurzelreichen Feldern. Ausserdem konnten 8—9-jährige Ochsen als Schlachtvieh verkauft werden. Zum Pflügen benutzte man schon 2-jährige Ochsen. Ungef. 4-jährig, werden sie kastriert, meistens durch Klopfen mit einem Holzhammer, oder auch durch Beschneiden, durch Abschnüren, oder durch Quetschen zwischen Zangen usw. Gegenwärtig hält man Ochsen noch in Nord-Estland und auf den Inseln.

Ziegen gab es im 18. Jh. noch reichlich. Ausser Milch und Fleisch benutzte man auch das Leder und die Wolle. Im Winter fütterte man sie mit trocknen Zweigen. Wegen des Schadens, den sie den Bäumen zufügten, wurde Mitte des 19. Jh. von den Gutsbesitzern das Halten der Ziegen verboten.

Von den Schafen wurden in Estland hauptsächlich die schwarzen bevorzugt, deren Wolle ungefärbt zur braunen oder schwarzen Volkstracht benutzt wurde. Sie wurden 3—4-mal jährlich geschoren. Im Winter fütterte man auch sie mit Heu und Blättern. Gegen 1830 fing man in grösserem Masse an, Merinoschafe einzuführen und zu züchten. Beeinflusst durch den ungünstigen Stand des Weltmarktes ging dieses Unternehmen aber schon um 1880 stark zurück.

Das Schwein wurde hauptsächlich des Fleisches wegen gehalten. Des kärglichen Futters halber aber mussten oft magere Tiere geschlachtet werden. Die Schweine liefen fast das ganze Jahr hindurch frei umher, nur die Mastschweine wurden im Herbst auf kürzere Zeit eingesperrt. Damit sie nicht durch den Zaun aufs Feld schlüpften, legte man ihnen eine Art Kummetholz (*searangid*) um den Hals. Gefüttert

wurden sie mit Kaff, gebrühten Zweigen, bei den ganz Armen aber mit Pferdemist, der von der Strasse gesammelt wurde.

Hunde und Katzen gibt es noch heute in jedem Haushalt, die ersteren sind hauptsächlich Wachhunde.

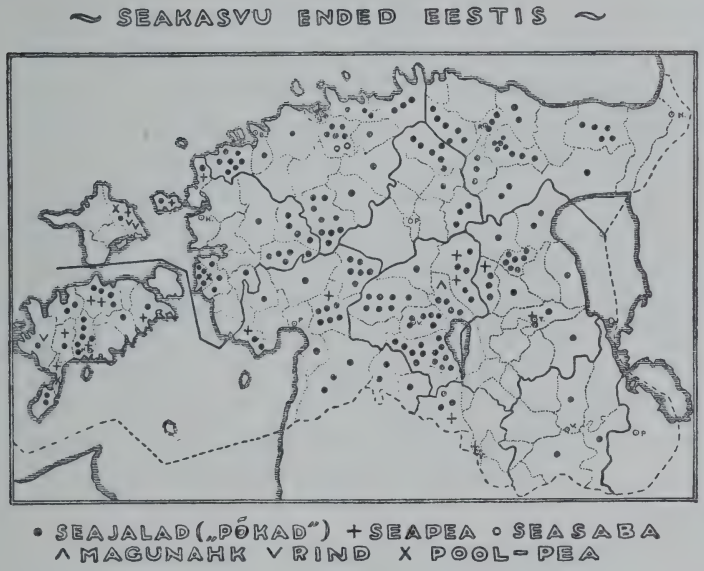
Auf die Geflügelzucht hat der Bauer wenig Gewicht gelegt. Hühner, Gänse, Enten hielt man wenig, wobei Fleisch und Eier meist in den Handel gingen. Einer gewissen Achtung erfreute sich der Hahn, der in Ermangelung von Uhren durch sein Krähen die Zeit anzeigte. Geflügel und Kleinvieh lebten im Winter gewöhnlich zusammen mit den Menschen in der Rauchstube.

Die Herde wurde meist schon am 1. April auf die Weide getrieben. Die Hütung dauerte gewöhnlich von Georgi bis Michaeli, für welche Zeit die Hüter gedingt wurden. Das Hinaustreiben der Herde war mit allerlei magischen Bräuchen verknüpft, wie Durchs-Feuer-Treiben, Schmücken mit Blumenkränzen, Begiessen des Hüters mit Wasser u. dergl. Der Hüter hatte einen Stab mit eiserner Spitze als Waffe gegen den Wolf, desgleichen eine Schalmei *(karjapasun)* aus Holz oder Baumrinde zum Zusammenrufen der Herde oder zum Verscheuchen des Wolfes. Im Dorfe gab es gewöhnlich einen Haupthüter auf Lohn, dem die einzelnen Bauernhöfe in einer gewissen Reihenfolge einen Gehilfen stellen mussten. In dem Hofe, aus welchem der Gehilfe war, bekam der Haupthüter am betr. Tage seine Mahlzeiten. Der Hüter war gewöhnlich ein Erwachsener. Die Schafe trieb man meistens zusammen mit den Kühen auf die Weide oder liess sie in jedem Hofe für sich unter der Obhut eines Kindes oder eines Greises resp. einer Greisin, desgleichen auch die Schweine. Der oberste Pferdehirt war selten ein Lohnarbeiter, gewöhnlich wurde ein Dorfbursche für den ganzen Sommer für dieses Amt ernannt. Gemeinsame Hirten gibt es bis in die Gegenwart; sogar in Kleinstädten und Flecken wird man des Morgens durch ihr Blasen geweckt.

Unter dem Einflusse der katholischen Kirche hatte fast jedes Haustier seinen Schutzheiligen, an dessen Namenstage ihm geopfert wurde, oder an welchem man gewisse Teile

des betreffenden Tieres verspeiste, so z. B. war Antonius der Schutzheilige der Schweine usw.

Bei der Auswahl eines Zuchttieres, beim Kauf usw. gab es eine ganze Reihe von Kennzeichen, die die Güte des Tieres anzeigten. So glaubte man z. B., dass eine Kuh mit einwärts gewachsenen Hörnern die Milch nicht abgäbe. Als gute Zuchtferkel galten die, die beim Hüftknochen einen Wirbel hatten.




Verbreitung der aus bestimmten Teilen des Schweines bereiteten Fastnachtsspeisen. Nach E. Päss.

• Schweinefüsse, + -kopf, ○ -schwanz, ∧ -magen, ∨ -brust, × halber Kopf.

Für Krankheitsursachen bei Tieren wie auch bei Menschen hielt man den bösen Blick oder andere Hexereien und kurierte sie durch Gegenhexerei oder mit Universalmitteln wie Schiesspulver, Branntwein, Tabak u. dergl.

## BIENENZUCHT.

Das Wort *mesi* (Honig) reicht bis in die finnisch-ugrische Zeit zurück, was aber noch kein Beweis für das Vorhandensein der Bienenzucht ist. Dass bei den Esten im 13. Jh. schon

Waldbienenzucht vorhanden war, kann aus Nachrichten über solche bei den Liven in der Chronik Heinrichs von Lettland erschlossen werden. Die Waldbienenzucht schwand während der grossen Kriege im 16. u. 17. Jh. Die letzten Bienenbäume *(tarupedajas)* waren noch Ende des 19. Jh. in Gebrauch. Die Höhlung wurde mit Hohlbeilen in einer Höhe von 2 m und mehr über dem Erdboden in den Baum eingehauen. Die Krone des Baumes wurde abgeschlagen. Zum Einsammeln des Honigs erkletterte man die Bäume mittels eines besonderen Strickes, in dessen Schlingen die Füsse beim Klettern gesteckt wurden. Gegen Bären schützte man die Bienen durch hängende Keulen oder eiserne Dornen im Baumstamm. Aus einem lebenden Baum ausgesägte Bienenstöcke mit dem darin wohnenden Schwarm bringt man noch gegenwärtig aus dem Walde nach Hause und benutzt sie weiter als Bienenstöcke. Das ist der Übergang zur Hausbienenzucht. Das Anbringen von Klotzbeuten (*taru, pakkpuu*) auf lebenden Bäumen, wie es bei unseren südlicheren Nachbarn üblich gewesen ist, scheint den Esten fremd gewesen zu sein, wohl aber stellt man auf Bäume kleinere Fangstöcke (*kong, kusal*) aus Holz oder Baumrinde zum Anlocken der eigenen oder der fremden Schwärme. Die Klotzbeute ist in Estland noch allgemein in Gebrauch und macht z. B. in Setukesien über die Hälfte aller Bienenstöcke aus.

Die südostestnische Klotzbeute (Abb. 15) steht dem Honigbaum der Waldbienenzucht am nächsten. Sie ist ungef. 2 m hoch und so ausgehöhlt, dass beide Enden unversehrt bleiben. Die Öffnung an der Vorderseite ist lang und schmal, mit 2—3 übereinandergestellten Leisten zugedeckt. Die unterste davon wird herausgehoben, wenn man den Honig ungef. Anfang September herausnimmt. Diese Art Klotzbeuten liegt oft mit dem einen Ende schräg zum Erdboden, wobei das andere durch eine Holzgabel gestützt ist. Die im ganzen übrigen Estland gebräuchlichsten Klotzbeuten sind aus einem 1—1,5 m hohen, hohlen Baumstamm gearbeitet, wobei die Enden mit Holzdeckeln geschlossen werden. Unten an der Vorderseite ist eine mit einem kleinen Klotz schliessbare Öffnung zum Reinigen des Stockes im Frühling. Der Honig wird nach Abheben des Deckels von oben heraus-

genommen, wobei oft der Stock selbst umgekehrt wird. Solchen Stöcken entnimmt man den Honig schon gegen Ende Juni, damit die Bienen den oberen Teil des Stockes vollsammeln können. Bleibt das Herausnehmen aber zum Herbst, so tötet man gewöhnlich die Bienen durch Schwefelrauch oder durch Ertränken. Neben den Klotzbeuten benutzt man in Nord-Estland aber auch Strohkörbe *(õlgtaru)*, die allerdings aus neuerer Zeit stammen.

Beim Schwärmen treibt man die Bienen in Süd-Estland in eine Schachtel aus Baumrinde *(süleme vakk)* und erst aus dieser in den Stock, wobei die Königin in einen besonderen Holzkäfig *(emapuur)* gesperrt wird. In Nord-Estland schafft man den Bienenstock auf den Baum hinauf und treibt den Schwarm gleich hinein. Der Honig wird aus den Waben entweder ausgepresst oder ausgeschmolzen. Das Wachs *(vaha)* wird in einem Säckchen im Kessel gekocht und dann zwischen zwei mit Schnur verbundenen Holzstangen *(vahapihid)* ausgepresst. Dieses so gewonnene reine Wachs lässt man in einem besonderen Gefässe erstarren.

# TECHNIK.

## TRANSPORT- UND VERKEHRSMITTEL.

Von den Traggeräten sind noch täglich im Gebrauch die Schulterjoche *(kaelpuud, hõlpmed)* mit zwei Haken für Eimer oder Körbe. Meistens kommt der schmale, nur über die Schulter gelegte Typus vor, während man im Osten des Landes das breite, quer über dem Nacken getragene Joch, mit einem Ausschnitt für den Nacken, trifft. Zum Tragen zu zweien von grösseren Wassergefässen *(toober)* benutzt man eine gerade Stange *(toobripuu)*, welche durch die Öffnungen in den Griffen des Gefässes gesteckt und auf den Schultern getragen wird. Um den Schwerpunkt tiefer zu verlegen und den Gang zu stabilisieren, wird in die Mitte der Stange, dieser parallel, an einer Schnur ein kürzeres Holz befestigt und dieses durch die Henkel des Gefässes gesteckt. Zum Zusammentragen der kleinen Heuhaufen benutzt man auch zwei parallel über die Schultern gelegte Stangen *(kandepuud)*. Mit Querhölzern vereinigt, nähern sich diese Traghölzer schon dem Tragrahmen. Spreu wird in Süd-Estland mit sog. *loogused* (Abb. 16) getragen, zwei hölzernen Halbbogen, die mit Schnüren durchflochten sind. Auf diese letzteren wird Spreu geschüttet, dann die Bogen zusammengeklappt und über die Schulter geworfen. In Nord-Estland und auf den Inseln werden statt dessen grosse Rutenkörbe verwendet. Nach Russwurm hat man auf Noarootsi Netze in Holzmulden getragen; ähnliche dienen auch eben noch am Peipsi zum Tragen von Zugnetzen. Als Speiseranzen sind teils eben noch im Gebrauch aus Birkenrinde geflochtene Behältnisse *(leivamärss)* mit einer Klappe, die an Schnüren über die Schultern auf dem Rücken getragen werden. Verschwunden ist dagegen der Quersack *(viirsekk)* mit 2 festen Enden und der Öffnung in der Mitte des Sackes, der quer über die Schulter geworfen wurde.

Von den Fortbewegungsmitteln seien zuerst die Fusseisen (*jäärauad*) genannt, die beim Fisch- und Seehundsfang gegen das Ausgleiten auf dem Eise unter die Stiefel gebunden werden. Sie sind entweder ganz aus Eisen oder bestehen aus Holzsohlen (*padinad*) mit 2 Querleisten unter der Sohle. Auf den Pakri-Inseln läuft man noch Schlittschuhe auf Knochenschuhen (schwed. *islägja*), die aus einem Pferdeschienbein verfertigt sind, und hilft mit einem eisenbeschlagenen Stabe nach. Auf dem Festlande braucht man Schlittschuhe *(uisud)* aus Holz mit Eisenkiel. Schneeschuhe *(suusad)* benutzt man hauptsächlich zur Jagd. Sie sind meistens aus Espenholz, kurz, breit, dick, ohne Rille in der Sohle, das hintere Ende stumpf, und haben an der Fusstelle zwei hochstehende Ränder. An der Spitze hatten sie oft ein Loch mit einer Schnur, die zum Nachschleppen der Schneeschuhe diente. Beim Heumachen oder beim Gehen auf dem Sumpf band man sich Sumpfschuhe (*soorajad*) aus Ruten unter die Füsse. Auch die Pferde haben beim Pflügen von weichem Boden Schuhe aus Brettern unter den Hufen.

In älterer Zeit, als die Wege schlecht waren, wurde im Frühling und Herbst viel mehr geritten als heutzutage. Auch Frauen ritten (vgl. Abb. 31). Die Sättel waren aus Holz und meist mit Kerbschnitt verziert. Die Frauensättel hatten gewöhnl. einen Reifen als Rückenstütze und Steigbügel aus Holz.

Die einfachste Art, Lasten zu befördern, war ein Nachschleifen derselben ohne besonderes Hilfsmittel. So tun es noch heute die Seehundsjäger auf den Inseln. Der erlegte Seehund wird ungeschunden an einem Stricke viele Kilometer weit an den Strand geschleift. Schleifen kommt auch auf dem Festlande vor wie z. B. beim Zusammenschleppen des Heus auf untergelegten Baumästen, vor welche ein Pferd gespannt wird. In den waldreichen Gegenden in Nordost-Estland sind fast bis in die Gegenwart besondere Lastschleifen (*lohistusaisad)* in Gebrauch gewesen. Diese waren 4—5 m lang, davor wurde ein Pferd gespannt, so dass die unteren Enden, auf welchen die Last lag, am Boden nachschleiften. Nach Petri sollen solche Schleifen zu Anfang des 19. Jh. auch an Sätteln befestigt worden sein. Sie wurden besonders auf den

Bohlenwegen der Sümpfe benutzt, von welchen sich noch in mehreren Gegenden Spuren finden.

Das allereinfachste Beförderungsmittel, welches auf Gleiten beruht, ist der sog. *lükk*, d. i. eine kurze Kufe, auf deren dünneres Hinterteil ein Wassergefäss gestellt wird. Den Zuberrand festhaltend, schiebt man das Gerät vor sich her. Diese Kufen sowie ein dem Renntierschlitten ähnlicher Schlitten *(ahkju)* sind bisher nur aus dem Strandkirchspiele Kuusalu bekannt, wo beide Arten finnische Entlehnung sein könnten.

In sumpfigen Gegenden ist auch jetzt noch im Sommer der Schlitten *(regi)* das einzige Beförderungsmittel. Die einfacheren Schlitten (Abb. 17) hatten keinen Eisenbeschlag unter den Kufen, dagegen legte man unter dieselben Holzsohlen. In die Kufen (*jalas*) werden 3—4 Paar Ständer (*kodar*) eingesetzt, die paarweise mit gebogenen, ∞-artigen Ruten (*painard*) befestigt werden. Die Ständerköpfe sind durch die mit der Kufe parallel laufenden Stangen (*kaustad*) festgehalten. Die Enden derselben werden mit den aufwärtsgebogenen Vorderenden der Kufen durch besondere Ruten befestigt. Quer über die Stangen befestigt man 3—4 gebogene Hölzer und über diese, in der Länge des Schlittens, den Boden desselben aus Spleissen. Die Femern biegt man um das erste Ständerpaar.

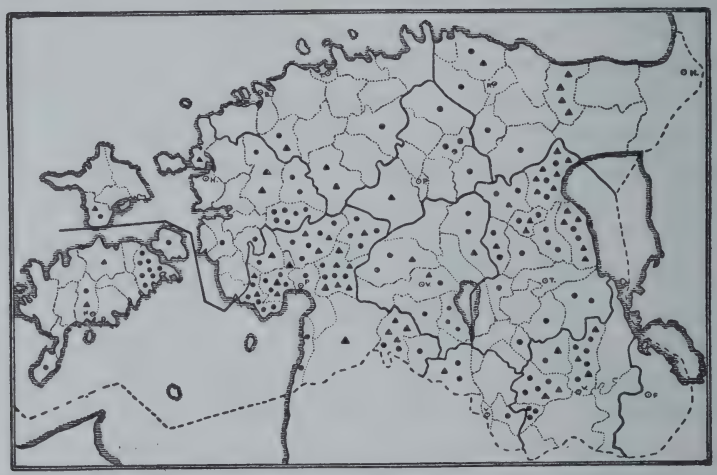
Der andere Typus hat statt der gebogenen Querruten auf die Ständer verzapfte Klötze *(pakud)*, über welche die oberen Seitenhölzer (*kaustad*) befestigt werden, die bis ans Ende der Kufen reichen. Die Kufenenden sind bei diesem Typus, der hauptsächlich in Nord-Estland vorkommt, niedriger als beim vorigen.

Der Schlitten aus Brettern und mit einem geschlossenen Rumpfe dient nur zum Fahren, nicht für Lasten und heisst *saan* (russ. *сани*). Die Femern haben an den Enden eiserne Ösen, die in Haken an der Sohle gehängt werden. Es gibt auch Schlitten, deren Vorderwand aus Lindenrinde gearbeitet ist. Die kleineren, nur für Lasten bestimmten Schlitten heissen *kelk*. Hier seien noch die Schlitten der Seehundsjäger zum Transport der Beute auf dem Eise erwähnt. Zum Transportieren von Balken werden zwei Schlittchen mit Stricken verbunden.

Von den mit Rädern versehenen Transportmitteln ist der ein- oder zweirädrige Karren (*käru*) das einfachste, wobei die Räder oft aus einer Holzscheibe bestehen. Zum Befördern des Heus auf Sumpfland benutzt man Karren, deren Räder aus Ruten geflochten sind. Der 2-rädrige Karren für Pferde ist selten. Das gewöhnliche Fahr- und Transportgerät im Sommer ist der Wagen (*vanker*). Die älteren Wagen hatten unbeschlagene Räder und oft überhaupt keine Eisenteile. Sie fingen ungef. vor 60 Jahren an zu verschwinden, und an ihre Stelle kamen die Wagen mit eisenbeschlagenen Rädern und eisernen Achsen. In dem Klotz über den Achsen *(rõukpakk)* sind je 2 Pflöcke *(rõugud)* angebracht, die zur Befestigung der den Wagenkasten bildenden Leitern dienen. Die Verbindungsstangen (*hargiline* und *keelik*) zwischen den beiden Achsen werden durch einen hölzernen oder eisernen Pflock zusammengehalten. Die Räder (*ratas*) haben 5—6 Felgen (*pöid*) mit je 2 Speichen (*kodar*). Stellenweise sind auch aus einem Holz gebogene „Bandräder" benutzt worden. Da die unbeschlagenen Räder oft auseinanderfielen, führte man auf längeren Fahrten immer Reserveräder mit sich. Im Frühling wurden die Wagen geteert; wenn sie zu sehr austrockneten, liess man sie im Wasser quellen. Als Schmiere benutzte man Butter, Fett und im Notfall wurde auch ein Frosch in die Nabe gesteckt. Bei den Holzwagen befestigte man die Femern um die Achsen innerhalb der Räder, bei den neueren Wagen mit eisernen Haken an der Vorderachse.

Der gewöhnliche Anspann geschieht durch Femern *(ais)*, Kummet *(rangid)* und Krummholz *(look)*. Die Fahrpferde haben noch ein Rückenkissen (*sedulgas*); ein Riemen darüber wird an beiden Femern befestigt. Beim Eggen und Kartoffelpflügen wird das Pferd manchmal auch bloss mit Kummet ohne Krummholz angespannt. — Die Riemen verfertigt man aus gegerbtem oder ungegerbtem Leder, die Zugleinen sind aus Stricken, aus Leder oder aus mit Brettchen gewebter Wolle. Die Kummete sind aus Holz, mit einem in Zeug gewickelten Strohpolster. Die älteren Kummete (Abb. 46) hatten hochstehende Enden mit tierähnlichen Köpfen. Jetzt sind die Oberenden kurz und mit Leder überzogen.

Die Ochsen wurden paarweise oder einzeln in Holzjoche *(ike)* gespannt. Diese wurden mit einem Paar Riemen *(jutad)* an die Hörner gebunden; mit dem dritten Riemen *(rahe)* in der Mitte wurde das Joch an der Pflugstange befestigt. Sollten die Ochsen vor einen Wagen oder Schlitten mit 2 Femern gespannt werden, so verband man die Enden durch einen senkrecht durchgesteckten Pflock und befestigte an diesen den Zugriemen. Es gibt auch besondere Ochsenschlitten mit einer Deichsel.



Verbreitung der Halbjoche (▲) und Doppeljoche (●). Nach G. Ränk.

In neuerer Zeit spannt man die Ochsen aber auch wie die Pferde mittels Kummet und Krummholz an.

Wasserfahrzeuge. Kinder benutzen aus Binsen verfertigte Schwimmkissen, die beide durch Schnüren miteinander verbunden sind. Auf diese Verbindungsschnüre legt sich bäuchlings der Schwimmer. Flösse (*parv*) aus Balken sind zur Beförderung von Holzmaterial auf Flüssen allgemein im Gebrauch, desgleichen benutzt man Fähren *(parv)*, besonders bei Hochwasser.

Von den Holzfahrzeugen sind die Einbäume (*vene*) die ältesten, die besonders im Flussgebiet des Pärnu- und des Kasari-Flusses vorkommen. Der Einbaum wird aus Espenholz verfertigt, mit einem Hohlbeil gehöhlt und dann ausgeweitet. Um die Seiten dieses Fahrzeugs nicht zu dünn zu schlagen,

wird der Stamm zuerst von aussen in gewünschter Dicke angebohrt und diese Löcher mit andersfarbigen Holzstäbchen gefüllt. Das halbfertige Boot (Abb. 18) wird auf offenem Feuer erwärmt, von innen und von aussen mit Wasser besprengt, um es vor dem Ausweiten zu erweichen. Die Spanten *(kaared)* werden mit Bastseilen an den Boden des Einbaumes gebunden, in welchem man beim Aushöhlen zu diesem Zweck durchlochte Zapfen stehen lässt. Gerudert oder vorwärts gestossen wird der Einbaum mit einem einzigen Ruder (*mõla*). Seines schmalen Rumpfes wegen kippt er leicht um. Um das zu vermeiden, ist an den Einbäumen im Stromgebiet des Emajõgi ein interessantes Mittel angewendet; an beiden Seiten des Bootes nämlich ist ein Brett so befestigt, dass der untere Rand desselben von der Seitenwand des Bootes absteht. Der im Durchschnitt dreieckige hohle Raum bewahrt beim Schaukeln des Bootes dasselbe vor allzu leichtem Umkippen.

Die ältesten Boote mit dicken Seitenwänden und flachem Boden *(ruhi)* haben die Seitenwände mit einem Teil des Bodens aus einem Stück Holz, die Mitte des Bodens aber ist aus zwei besonderen Teilen zusammengesetzt. Häufiger sind die länglich 3-eckigen Boote mit geraden Seitenwänden und einem flachen Bretterboden.

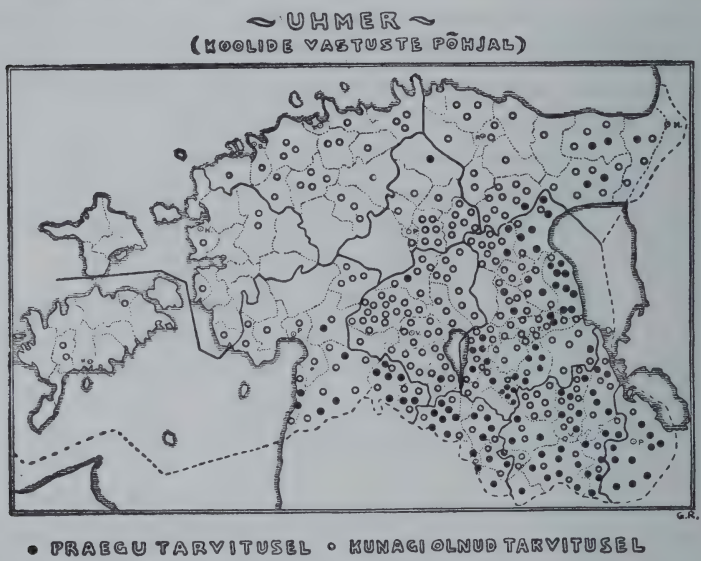
Am verbreitetsten sind die aus Brettern gebauten Kielboote (*lootsik, paat*), von denen die grösseren auch mit Segeln (*puri*) versehen werden. Der grösste Teil derselben, besonders auf dem Meere und dem Peipsi, ist wohl von verschiedenen ausländischen Vorbildern beeinflusst worden, desgleichen alle grösseren Fahrzeuge, die unter dem Namen Schiff (*laev*) gehen. Um kleinere Boote auf längeren Fahrten seesicherer zu machen, erhöht man die Seitenwände durch 1—2 angepflockte Hilfsbretter *(varalauad)*. Die Bretterboote werden meistenteils von berufsmässigen Meistern erbaut.

## SPEISEBEREITUNG, FEUERMACHEN UND BELEUCHTUNG.

Von der Pflanzennahrung steht bei den Esten an erster Stelle das Roggenbrot, zu welchem der Teig in einem länglichen oder runden Holztrog gesäuert wird. Bis gegen

die Mitte des 19. Jh. ass man gewöhnlich Kaffbrot (vgl. Abb. 19), aus ungereinigtem Korn. Reines Getreidebrot gab es nur zu den grossen Feiertagen. Zu Festlichkeiten wurde auch Weizenbrot auf Bierhefe gebacken. In Süd-Estland kennt man auch Gerstenbrot auf Buttermilch *(karask)*.

Neben Fisch- und Fleischpiroggen aus Roggenmehl kennt man in Süd-Estland auch ein Rollbrot mit Hanfsamen (*kõrdleib*). Aus rohen Hanfsamen bereitet man durch Stossen im




Jetzige (●) und ehemalige (○) Verbreitung des Holzmörsers. Nach G. Ränk.

Mörser das sog. *kanepitemp* oder *jurss*, welches als Belag zu Brot an Stelle der Butter gegessen wird. Ein speziell südestnisches Gericht sind aber *korbid*, Weizenbrötchen mit einem Belag von Quark und Eiern. Auf den Inseln gibt es unter schwedischem Einfluss verschiedene Weihnachts-, Neujahrs- und Hochzeitsbrote. Das Roggenbrot war gewöhnlich rund oder länglich und wurde im Riegenofen gebacken, dessen Öffnung durch Steine oder Platten geschlossen wurde. In Einzelfällen wird auch Fladenbrot (*paistekakk*) zubereitet.

Von den Breigerichten steht an erster Stelle der Grützbrei. Die Grütze wurde im Holzmörser *(uhmer,* Abb. 20)

gestampft und in besonderen Worfmulden *(pohemold,* Abb. 21) von Kleie gereinigt. Auf den Inseln wurde sie in der Handmühle gemahlen und nachher das Mehl ausgesiebt. Auf Hiiumaa wurde ein in Strömlingslake gekochter Grützbrei zu Beerdigungen gegessen. Gebrühte Erbsen und Bohnen hat man auch trocken mit Salz gegessen.

Suppen kocht man mit Milch oder Fett aus Grütze, Gerstenmehl, Bohnen, Erbsen etc. Klösse *(käkk)* bereitet man

Verbreitung der verschiedenen Arten des *kama.* Nach H. Kurrik.

aus Weizen- oder Gerstenmehl, auf Hiiumaa wurden sie gesäuert. Auf dem Festlande wurden auch gesäuerte Suppen gegessen: ein Kissel aus Hafermehl (*kile*) und aus Gerstenmehl mit Milch gekocht *(kört),* letzteres allerdings mehr als Getränk. Aus gekochtem und geröstetem Getreide und Erbsenmehl bereitet man in Estland einen ungekochten Brei und Klösse, sog. *kama.*

Von den wildwachsenden Kräutern benutzt man zu Suppen Nesseln, Disteln (das Pflücken von Disteln auf fremden Feldern wurde als Diebstahl angesehen), Melde, Naten,

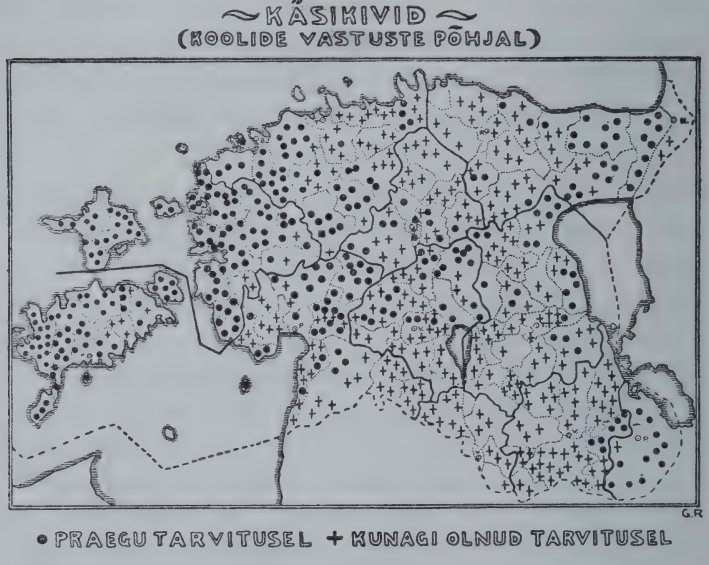
Sauerampfer usw. Roh gegessen wurde Hasenklee, Ampfer, Angelika, Klettenkerbel usw., auch junge Fichtentriebe, während der Splint (*mähk*) der Kiefern und Ellern ein Leckerbissen für Kinder war. Von den Pilzen ass man gewöhnlich nur die Sorten mit weissem Saft. Die Beeren spielen als Nahrungsmittel eine geringe Rolle. Vor der Einführung der Kartoffel, hatte die Rübe (*naeris*) eine grössere Bedeutung. Beide Erdfrüchte werden mit der Schale im Ofen, in einem Erdloch unter der Feuerstelle, oder in der Asche gebacken. Geschält kommen sie in die Suppe oder in den Brei. Ein wichtiger Speisezusatz ist im Winter der Kohl, der gesäuert wird. Man bewahrt ihn in Tonnen roh gehobelt und gesäuert oder in ganzen Köpfen, die vorher gebrüht sind.

Das Fleisch langte nur für den Herbst und den Anfang des Winters, dabei aber nicht für alle Tage. Die Fleischportion war jedem zugemessen, — nur zu Weihnachten durfte man davon nach Herzenslust essen. Vor allen Dingen ass man Schweine- und Hammelfleisch. Wildpret bekam man nur selten. Die Schlachtzeit dauerte gewöhnlich von Michaeli bis Weihnachten. Geschlachtet wurde bei Neumond und Südwind, damit das Fleisch beim Kochen weich werde und nicht abnehme. Das Blut von allen Haustieren ausser von Kälbern und dem Geflügel wurde benutzt. Zu Weihnachten bereitete man aus Blut Grützwurst in Schweinedärmen. Mancherorts säuerte man diese Wurst vor dem Genuss. Nach dem Schlachten kochte man aus dem Eingeweide eine Suppe und bereitete aus Gerstenmehl und Blut Blutkuchen *(verikäkk)*. Fast alles Eingeweide, ausser der Milz, galt als essbar. Das Fleisch wurde gesalzen und entweder gekocht oder geräuchert gegessen. Auch noch gegenwärtig wird das Fleisch in Badestuben geräuchert, auf den Inseln und in Nord-Estland dagegen auf dem Riegenofen, wo das Räuchern dafür länger dauert. Sülze (*sült*) aus Schweine- oder Hammelfleisch ist mehr ein Festessen zu Hochzeiten und Beerdigungen. In Südost-Estland fügt man der Sülze auch Grütze hinzu (*jaheliha*). Das Fett wurde im Mörser fein gestampft und roh aufbewahrt, Flaumfett dagegen meistens geschmolzen.

In Ermangelung des Fleisches war Fisch den ganzen Sommer hindurch eine wichtige Zugabe zu Brot. Gesalzene Strömlinge, Brot und saure Milch oder Milch-*rokk* war des Festlandesten alltägliche Sommernahrung. Der gesalzene Strömling entweder roh oder auf dem Bratspiess geröstet genossen, war die gebräuchlichste Fischkost. Eine grössere Abwechslung herrschte allerdings bei den Bewohnern der Meeresküste und des Peipsistrandes. Mancherorts verschmähte man aber Weissfisch, Aal und Quappe. Die kleineren Fische werden gewöhnlich gesalzen, die grösseren an der Sonne getrocknet, wogegen die zum Verkauf bestimmten geräuchert werden. Kleinere Fische wie die Peipsistinten und die Võrtsjärvstichlinge isst man ungereinigt, mit Haut und Haar.

Auch die Milch gehörte eher zu den Sommergerichten. Denn der mageren Kost wegen hörten die Kühe schon vor Weihnachten zu milchen auf. Kalben liess man sie in der Regel gegen Frühlingsanfang. Die Beestmilch *(tirnepiim)* wurde gewöhnlich als Suppe mit oder ohne Grütze gekocht. Frische Milch wird selten genossen, gewöhnlich immer gesäuert. Man säuerte sie in flachen Gefässen aus Ellernholz, schmäntete sie mit dem Löffel und goss sie dann in tiefe Kirnen, wobei immer wieder neue Milch aufgegossen wurde. Der Rahm wurde vor dem Buttern in besonderen Kirnen gesäuert, das Wasser, das sich unter dem Rahm bildete, liess man von unten abfliessen. Beim Buttern wurde der Rahm in kleineren Mengen entweder mit der Hand oder dem Löffel in Lehmschüsseln gerührt oder in grösseren Mengen in Butterkirnen mit dem Quirl auf- und abgeschlagen. Auf den Inseln wird auch in Tönnchen oder Flaschen schüttelnd gebuttert. Ein Leckerbissen in Süd-Estland ist hartgekochtes Ei mit Butter verrührt (*munaga või*). Im Ofen wird Milch nicht gekocht. In Süd-Estland isst man Quark (*pakspiim*) zu Brot. Aus gekochtem Quark, frischer Milch und Eiern wird eine Art Käse (*sõir*) bereitet, gepresst und an der Luft oder im Ofen getrocknet. Auf diese Art zubereitet, hält er sich sehr lange. Käse aus Kuh- und Schafsmilch, mit Kalbsmagen gesäuert, kennen nur die Schweden in Estland.

Birken- und Ahornwasser (*mahl*) wird allgemein getrunken. Aus diesem gesäuerten Wasser bereitet man ein dünnbierähnliches Getränk. Zu Festen und Feiertagen braut man Bier aus Gersten- seltener aus Roggenmalz. Beim Brauen benutzt man auch in der Gegenwart noch glühende Steine. Das Malz wird zu Hause mit der Handmühle (*käsikivi*) gemahlen. Anstatt oder neben dem Hopfen benutzt man als Gewürz auch Porst (*Ledum palustre*) usw.




Jetzige (●) und ehemalige (+) Verbreitung der Handmühle. Nach G. Ränk.

Alltagsgetränk ist Dünnbier (*kali, taar*), welches aus Biertreber oder aus aufgeweichtem Malzbrot gebraut wird. Zum Bereiten von Bier und Dünnbier benutzt man mancherorts Wacholderwasser. Auf den Inseln und in Nord-Estland trinkt man das Jahr hindurch Dünnbier und wagt es auch nicht, dem Fremden Wasser zum Trinken zu reichen. Der Südeste trinkt hauptsächlich Wasser, in älterer Zeit daneben auch Milch-*rokk*. Zur Bereitung von Dünnbier benutzt man auch Honigwasser. Heutigestags ist Honig aber eher Arznei als Speise.

Der Este isst drei-, im Sommer auch viermal täglich. Die Zwischenzeiten zwischen den Mahlzeiten (*söögivahe*) dienten

als Einheit bei der Lohnabrechnung. Die Mahlzeit besteht immer nur aus einer Speise, aus Suppe, Brei oder Kartoffeln mit Tunke. Serviert wurde in einer Holzschüssel (vgl. Abb. 22), gegessen mit Holzlöffeln, das Messer musste jeder Esser selbst bei sich haben, auch an fremdem Ort. Auf dem Speisetisch standen immer ein Salzfass und ein Trinkgerät. Der Eintretende begrüsste den Esser mit dem Wunsche, dass sein Brot nicht alle werde (*jatku leivale!*), worauf die Antwort die Bekräftigung dieses Wunsches enthielt (*jatku tarvis!*). Von den Genussmitteln ist der zu Hause gezogene Tabak am verbreitetsten und wird mit verschiedenen Surrogaten, wie Kamillen, Kirschblättern usw. vermischt. Ältere Männer rauchen Pfeife, jüngere drehen sich mit Papier eine Zigarette. Das Tabakschnupfen war hauptsächlich im 19. Jh. Mode, auch bei Frauen. Jetzt ist dieser Gebrauch verschwunden. Kautabak kommt nur bei den Seeleuten auf den Inseln vor.

Feuermachen und Beleuchtungswesen. Es finden sich einzelne Nachrichten vom Feuerreiben wenigstens noch aus dem Anfang des 19. Jh. Dem wurde eine magische Bedeutung zugeschrieben, wie das Reiben des Reinigungsfeuers für das Vieh im Frühling beweist.

Offenbar war das eine Art Feuerpflug, bei dem auf einer Unterlage aus Espen- oder Tannenholz ein Keil aus Eschen- oder Tannenholz gerieben wurde. Als Zunder diente Schwamm, wie auch beim Feuerschlagen mit Stahl und Stein, was schon in der jüngeren Eisenzeit vorkommt. Gewöhnlich bereitete man den Zunder (*tael*) aus Birkenschwamm, der in Aschenlauge gekocht, in der Erde zur Fäulnis gebracht und schliesslich weich geklopft wurde. Stahl, Feuerstein und Zunder trugen die Männer in einem besonderen Täschchen immer bei sich. Im Haushalt versuchte man, das Feuer im Herde unter der Asche glühend zu erhalten und lieh es, wenn es ausgelöscht war, beim Nachbar. Gegen die Mitte des 19. Jh. ersetzten Phosphorzünder, und bald darauf Schwefelhölzer, den Feuerstahl.

Zur Beleuchtung diente Kienspan (*pird, peerg*) aus Birken- oder Kiefernholz in stehenden (Abb. 26) oder hängenden Haltern *(pilak),* die meist vor der Ofentür angebracht

waren. Ausserhalb des Hauses benutzte man Kerzen *(küünal)*, gleichfalls zu Weihnachten und zu Hochzeiten. Kerzen zog man aus Schafstalg, und in späterer Zeit goss man sie in Formen. Lampen kamen erst gegen die 2. Hälfte des 19. Jh. in Gebrauch. Das waren konusartige Blechlampen *(tattnina)* mit dem Docht in der Mitte. Es gibt auch Lampen in Form von flachen Vasen, ähnlich den orientalischen, mit dem Docht an einem Rande. Als Brennstoff diente Hanföl oder Fett.

## HANDARBEITEN DER MÄNNER.

H o l z a r b e i t e n. An erster Stelle bei den Holzarbeiten steht die Herstellung der H o l z g e f ä s s e. Kleinere Schüsseln und Dosen, auch Löffel, schnitzte man aus dem vollen Holz mit einem gewöhnlichen Messer oder dem Löffelmesser. Zu dickerwandigen Gefässen benutzte man ausgehöhlte Baumstämme, denen ein besonderer Boden eingesetzt wurde. Als Material dienten gern schon hohl gewachsene Bäume, deren Höhlung teils durch Brennen, teils durch Ausschneiden mit einem geraden Stemmeisen oder einem Hohlbeil vergrössert wurde. Nachdem das Gerät ausgehöhlt war, wurde es entweder in heissem Wasser oder im Ofen gewärmt und dann der Boden aus trocknem Holz eingesetzt, um welchen die Seitenwände des Gefässes sich dann beim Abkühlen fest schliessen. War die Kimme nicht genügend wasserdicht, so wurde das Gefäss im Wasser geweicht oder fein gepulverte Kiefernrinde (*kaha*) in den Spalt gestreut. Fertige Gefässe wurden von innen mit dem Schabeisen (*voolmed*), von aussen mit dem Schneidemesser (*liimeister*) geglättet.

Diese beiden Werkzeuge wurden später durch den Hobel (*lüke, höövel*) ersetzt. Grössere stehende (*tõrs*) oder liegende Behälter (*kumm*) aus einem Kiefernstamm sind noch gegenwärtig in Südost-Estland im Gebrauch. Die übrigen Geräte verfertigte man meistens aus Tannen-, Espen- oder Ellernholz, aus letzterem besonders Milch- und Honigbehälter.

Die Gefässe aus einem Stück Holz wurden selten mit B ä n d e r n versehen. Im Laufe des 19. Jh. fingen allmählich die aus D a u b e n verfertigten Gefässe die ausgehöhlten zu verdrängen an. Vorerst arbeitete man aus Dauben Trink- und

Milchgeräte, ferner grosse Wassertonnen. Durch Schlagen mit dem Beil gab man den Brettern die nötige Dicke und Rundung und glättete sie mit dem Hobel. Die Aussenseite des Stammes kam immer ins Innere des Gefässes und umgekehrt. Der fertige Boden wurde gekimmt, bei grösseren Gefässen mit einer speziellen Kimmsäge (*uurdesaag*). Die Bretter wurden dann einzeln an dem Boden befestigt und untereinander mit Holzpflöcken verbunden. Die fertigen Gefässe werden mittels einer hölzernen Daubenzwinge (*vitsahammas*) mit Reifen versehen. Zu Reifen benutzt man Nuss-, Weiden-, Wacholder-, Ebereschen-, für grössere Gefässe auch Tannen- und Eschenholz. Besonders geschätzt waren die erdnahen, harzigen, untersten Äste *(lüli)* der Tannen. Die Reifen wurden auf einer besonderen Bank geschnitzt.

Die Seiten der Dosen und Schachteln verfertigte man aus dünneren Ahorn-, Birken- und Espenbrettchen, die in warmem Wasser geweicht, dann zwischen Holzzwingen zusammengeklemmt und mit Gänsekiel oder Ahorn- und Ebereschenspleissen vernäht wurden (s. Abb. 45). Die Rindenseite des Brettes kam hier nach aussen. Der Boden wurde aus Tannen- oder Kiefernholz gemacht und mit Holzpflöcken vernietet. Die grossen Schachteln dienten zum Aufbewahren von Kleidungsstücken, die kleineren als Behälter für Butter und Fische.

Auch Wagen und Schlitten wurden zu Hause hergestellt. In alter Zeit soll der Bauer mit dem Beil, dem Messer und dem Bohrer in den Wald gegangen sein, seinen Brotsack nicht vergessend, und nach 3 Tagen mit einem fertigen neuen Wagen heimgekehrt sein. Die Nabe (*rumm*) am Rade soll am wachsenden Baum fertiggestellt, ja sogar die Speichen eingesetzt worden und dann erst der Baum gefällt sein. Die Kufen der Schlitten mit den aufwärtsgebogenen Vorderenden wurden aus einem krummgewachsenen Birken- oder Eschenholz gemacht, in Ermangelung eines solchen wurde die Kufe auf einem segmentartigen Klotz krumm gebogen. Zum Krümmen benutzte man ein Tau, das auf die Nabe gewickelt wurde. Zum Biegen der Krummhölzer dienten kleinere Klötze, die an der Hauswand befestigt waren.

Von den Werkzeugen für Holzarbeit seien ausser den oben genannten noch die verschiedenen Bohrer erwähnt wie etwa der Naben- und Pfeifenbohrer, und der Drillbohrer für Eisen. Drechseln gehörte ins Bereich der berufsmässigen Meister. Sogar der Hobel kam allgemein in Gebrauch erst gegen 1860, zugleich auch die Säge. Geleimt wurden Holzgeräte fast gar nicht, gefärbt auch selten.

Von Nutzholz wurde Nadelholz bei Neumond gefällt, Laubholz bei Altmond. Januar und Februar, wo die Bäume „tot" sind, galten als beste Zeit zum Fällen des Nadelholzes. Den gefällten Baum liess man gegen den Wind fallen.

Rindenverarbeitung. Aus grossen Rindenstücken von der Birke und anderen Bäumen machte man Beerendüten und Dosen, in Läänemaa sogar Milchgefässe und aus Bast auch die Rück- und Seitenwände der Schlitten. Die Düten steckte man mit Holzstiftchen zusammen, Dosen wurden genäht. Eine Art Schachteln in Würfelform aus 6 Rindestücken (Abb. 23) hält ohne Naht zusammen. Aus schmalen Rindenstreifen *(suga)* flicht man Tragkörbe, Messerschäfte und -scheiden und verschiedene kleine Dosen, auch Salzflaschen. Aus Bast flicht man Siebböden, Stricke und Bastschuhe. Letztere verfertigt man auch aus Weiden-, Wacholder- oder Birkenrinde. Die estnischen Bastschuhe werden rechtwinklig geflochten. Die Rinde wurde im Frühling gesammelt, wobei grosse Flächen in der Längsrichtung des Baumes abgeschält wurden, Streifen dagegen spiralförmig. Die Seiten wurden mit dem Messer losgeschnitten und dann mit einem Holzkeil abgeschält. Vorräte verwahrte man in Knäuel gewickelt.

Flechtarbeiten. Zum Korbflechten benutzte man hauptsächlich Kiefernwurzeln und Weidenruten, die im Frühling oder Herbst gesammelt wurden. Die dickeren Wurzeln wurden gespalten. Am verbreitetsten ist der Kartoffelkorb in Halbkugelform mit Henkel. Am Meeresstrande haben die Fischer einen zylinderförmigen Fischkorb ohne Henkel; derselben Art sind auch die Spreukörbe in Nord-Estland. Letztere flicht man in Ost-Estland aus Kiefernspleissen. In Setukesien nimmt man zum Kirchgang kleine geflochtene Dosen für die Kerzen mit. Grosse Wollkörbe sind aus einem Strohseile in

Spiraltechnik mit Wurzelfasern genäht. Auf gleiche Art verfertigt man gegenwärtig Bienenkörbe aus Stroh.

Lederverarbeitung. Die Haut der geschlachteten Haustiere trocknete man, indem man sie an eine Wand pflockte, oder auf einem Baum aufhängte, wobei die Ränder mit Stäben ausgereckt wurden. Nach dem Trocknen entfernte man das Haar mit Aschenlauge und Kalk, indem man es mit einem sensenartigen Schaber reinigte. Gesäuert wurde die Haut in einer Flüssigkeit aus Eichen-, Weiden-, Erlen- oder Fichtenrinde, bis die Schleimhaut sich löst. Dann trocknete und reinigte man sie von neuem von allem Schmutz und Fettresten, wonach das Leder gebrauchsfähig war. Aus solchem Leder verfertigte man gewöhnlich Bundschuhe.

Die zum Pferdegeschirr bestimmte Haut (*raagnahk*) schnitt man ungesäuert sofort nach dem Säubern vom Fett in Streifen und band sie in Bündel, die man an den Dörrstangen der Riegenstube befestigte. Als Gewicht wurde unten ein Wagenrad oder ein mit Steinen beschwerter Kübel angehängt. Vermittels eines durch das Riemenbündel gesteckten Stockes brachte man das Bündel in kreiselförmige Bewegung, hin und her, bis das Leder weich wurde. Vor dieser Prozedur schmierte man die Häute mit Fett oder Wagenschmiere ein.

Schafshaut für Pelze säuerte man in einer Lauge (*rokk*) aus Hafer- oder Roggenmehl, der man auch Salz und heutigestags Alaun zufügt. Das gegerbte Leder trocknete man und schabte es aufgehängt mit einem Holz- oder Eisenschaber (*kook*, Abb. 25), bis es weich war.

Sämischlederne Hosen waren im 19. Jh. beliebt und gehörten besonders zum Hochzeitsstaat. Über die volkstümliche Verarbeitung dieses Leders haben sich keine Nachrichten erhalten.

Seilzieherei. Der einfachste Strick ist eine gedrehte Birken- oder Weidenrute, die man bei Zäunen, zum Anschirren der Femerstangen und dergl. benutzte. Gedreht wird solch ein Strick von zwei Männern, wobei der eine das schon gedrehte Ende sich um den Leib wickelt. Auf dieselbe Art dreht man auch Strohseile zum Koppeln der Pferde. Gewöhnlich dreht man Stricke aber aus Hanf, Flachs und Lindenbast, welch letzterer wie Flachs geröstet wird.

Dünne Schnüre, wie zum Binden der Bundschuhe, sind zweidrähtig, jeder Faden für sich wird erst zwischen Zeigefinger und Daumen gedreht und dann fortgesetzt verzwirnt. Statt der Finger benutzte man auch Spinnhaken *(nöörikonks)*, die auf den Inseln einen rotierbaren Stiel hatten (Abb. 24). Dickere Taue drehte man mit einer Schnurweife *(köiepöör)*. Zusammengedreht wurde mit der Seilerkurbel *(köievändad)*, an deren einem Ende ein Mann 3 Schnüre mittels Winde drehte, der am anderen Ende befindliche Mann drehte sie mit einer Kurbel zusammen, während in der Mitte ein dritter mit einem 3-eckigen Holzklotz (*süda, jäär*) das zu frühe Verzwirnen der einzelnen Schnüre verhinderte.

Auf den Inseln verwendet man zu den Geräten, die zum Seehundsfang dienen, Rosshaarstricke, die in der Kälte nicht zu hart werden. Auf dem Festlande ist Rosshaar auch zu Bastschuhbändern benutzt worden. Dünnere Stricke, wie Simmen, wurden auch mit der Spindel gezwirnt.

Filz ist meistens von Berufsmeistern gearbeitet worden, auch von der Haustöpferei findet sich längst keine Spur mehr.

Harz- und Teerverarbeitung. Tannenharz *(vaik)* gewann man durch Einschlagen von Kerben in die Bäume. Ausser zu Medikamenten und zum Seifensieden benutzte man das Harz zum Anfertigen von Haarbürsten. Zusammengebundene Schweinsborsten steckte man in ein spezielles Holzbänkchen, goss darauf das Harz, das sich zwischen die Borsten zog und sie verklebte. Auf die Borsten streute man Sand, damit sie auseinander ständen.

Teer (*tõrv*) wurde aus halbvermoderten Kiefernwurzeln gebrannt. Diese wurden aufrecht auf einen breiten, flachen Stein unter einen grossen, umgestülpten Kessel geschichtet. Der Stein hatte in der Mitte eine Vertiefung mit der Ausflussrinne. Der Rand des Kessels wurde mit Lehm verschmiert und dann um den Kessel herum Feuer gemacht. Geheizt wurde 1—3 Tage.

Auf dieselbe Art trieb man aus Birkenrinde Birkenteer (*tökat*) zum Schmieren von Lederriemen und Wagen. Aus diesem Teer und Schweinefett siedete man in offenen Kesseln Pech (*pigi*).

Die beim Teersieden erhaltenen Kohlen benutzte man bei der Schmiedearbeit. In Läänemaa soll aus Wacholderholz auch Wacholderöl getrieben worden sein, welches als Heilmittel gegen Krätze verwendet wurde.

Metallarbeit. Da in Estland eigene Metallager fehlen, ist immer alles Rohmaterial importiert worden. Es ist dennoch möglich, dass mancherorts auch aus Sumpferz Eisen gewonnen worden ist. In höherem Masse als jedes andere Handwerk ist das Schmiedehandwerk wohl schon seit der vorgeschichtlichen Zeit Berufsarbeit gewesen, weswegen auch dieser Beruf in gewissem Sinne beim Volke angesehener war. Kleine, nur für den Hausbedarf arbeitende Schmieden gibt es hauptsächlich auf den Inseln und an der Küste, wo überhaupt die Männerarbeit höher steht als auf dem Festlande.

Es sei erwähnt, dass in Estland zu Hause auch Schmuck aus Zinn oder Bronze gegossen wurde. Die Giessformen verfertigte man hauptsächlich aus Sandstein, zum Eingiessen benutzte man muldenartige Holztrichter. Gegossen wurden vor allem Knöpfe, Gürtelschliessen und -beschläge. Zum Giessen der zinnernen Messerscheiden für Frauen (Abb. 34) benutzte man auf Hiiumaa sogar Holzformen.

Steinbearbeitung. Die Steinhauerei ist hauptsächlich auf Mittel-Saaremaa entwickelt, wo der weiche, leicht zu bearbeitende Feldspat vorkommt, aus welchem Gefässe, Schornsteinaufsätze und Grabsteine gearbeitet werden.

## HANDARBEITEN DER FRAUEN.

Herstellung der Bekleidung. Die Bearbeitung der Flachsfaser nach dem Entkapseln, Rösten und Trocknen beginnt mit dem Brechen des Flachses. In Süd-Estland, wo der Flachsbau eine bedeutende Rolle spielt, braucht man grosse und schwere Brechen (*lõuk*). Auf den Inseln ist die Flachsbreche niedriger und leichter. Der gebrochene Flachs wird mit einem Schwingblatt (*ropsimõõk*) auf den Knien oder auf einem besonderen Schwingbock (*ropsilaud, prälka*) geschwungen. Seit Anfang dieses Jh. benutzt man in Süd-Estland allgemein an Stelle der Breche eine durch Pferde gezogene, walzenförmige

Brechmaschine und an Stelle des Schwingblattes eine Riffelmaschine (*vurr*) mit vielen Holzmessern, die mit dem Fuss getreten wird. Gehechelt wird geriffelter Flachs auf einer eignen Bank mit einer gröberen und danach mit einer feineren Eisenbürste.

Der Hanf wird im allgemeinen ebenso wie der Flachs bearbeitet. Hanf benutzt man zu Seilen und Tauen.

Die Schafe wurden 3—4-mal jährlich geschoren. Die Herbstwolle ist die beste. Die bessere Wolle dient zum Weben, die schlechtere zum Stricken von Strümpfen und Handschuhen. Geschlagen wurde die Wolle in Süd-Estland mit dem Zupfbogen *(semmipuu)*, der eine Saite aus Schafsdarm hat. Diese wurde mit einem Holzgriff gezupft, wobei die auf einem Gitter aus Spleissen liegende Wolle gelockert wurde. Jetzt benutzt man ganz allgemein eiserne Wollkratzen.

Gesponnen wurde mit der Spindel *(kedervars, värten,* Abb. 27) mit einem langen Holzstiel, an dessen oberem Ende eine Holzscheibe mit eingekerbtem Rande aufgesetzt war. Der Stiel der Spindel wurde mit der rechten Hand auf dem rechten Schenkel gedreht, worauf man sie frei hängen und sich drehen liess. Die Spindel war in verschiedenen Gegenden bis um 1840 im Gebrauch und wurde dann endgültig vom Spinnrade *(vokk)* verdrängt. Zum Spinnen von gröberem Garn und zum Zwirnen benutzt man sie jedoch eben noch auf den Inseln und in West-Estland. Am gewöhnlichsten sind in Estland die sog. liegenden Spinnräder, allerdings kommt auf den Inseln einerseits und im Südosten andererseits auch das stehende Spinnrad mit der Spindel über dem Rade *(püstvokk)* vor.

Der Aufsatzrocken war entweder ein 3-gabeliger Ast für Hede (*takuork*) oder ein flaches Brett (*koonlalaud*), um welches der Flachs mit einer Nadel festgesteckt wurde. Beim Spinnen mit der Spindel war das Rockenblatt höher und hatte einen rechtwinkligen Fuss, auf welchem die Spinnerin während des Spinnens sass. Der Aufsatzrocken ist dagegen kürzer und hat einen Holzstiel zum Befestigen am Spinnrad. Der massive konusartige Aufsatzrocken *(koonlanui)* kommt nur ganz selten in Nord-Estland vor.

Gezwirnt wird auch mit dem Spinnrade, in Südost-Estland bis in die Gegenwart noch mit einem sog. Handspinnrad (*poolivokk, ohiratas*). Das gesponnene Garn wurde von der Spindel oder der Spule auf die Weife *(viipsik)* gewickelt, die späterhin durch die Haspel ersetzt wurde. Gehaspelt wird eine bestimmte Anzahl Fäden, je 30 Fäden bilden eine Fitze *(pasmas)*. Um das Zählen zu erleichtern, gab es Haspeln mit automatischem Zähler, wo nach 60 Runden ein an einem Zahnrade angebrachtes Holzhämmerchen ein Zeichen gab. Bei neueren sog. Schnapphaspeln ist das Hämmerchen sogar durch eine Glocke ersetzt. Das gehaspelte Garn wird in Fitzen gewaschen, gebleicht und auf Garnwinden *(kerilaud)* in Knäuel gewickelt. Seit dem Anfang des 20. Jh. braucht man neben den horizontalen kreuzartigen Garnwinden auch um ihre Achse rotierende Zylinder aus Holzstäben (*keha*). Beim Wickeln läuft der Faden durch die Garnflöte *(niks, viiul)* aus Knochen oder Holz. Als Knäuelkern dient ein Ring aus einer getrockneten Gänsegurgel *(krõks)*, ein Kieselstein oder ein Holzstückchen.

Aufgeschert wurde in alter Zeit an der Wand über Stöckchen, neuerdings auf einer Scherwinde, die mitten im Zimmer mit der Achse an der Decke befestigt ist. Der Faden, der von den Knäueln aus einem besonderen Kasten mit mehreren Fächern oder von den Garnwinden *(kehad)* aus läuft, ist durch ein durchlöchertes Lesebrettchen *(käärlaud)* geleitet. Der Webstuhl (*kangaspuud, teljed*) ist noch heute überall im Gebrauch.

Das einfachste Werkzeug zum Durchführen des Einschusses ist eine grosse Holznadel (*hui*) mit einer Gabelung an beiden Enden. Gewöhnlich hat das Weberschiffchen *(süstik, surnuk, kotspool)* eine Papierspule in der Mitte; gespult wird auf dem Spinnrade. Das Weberschiffchen hat meistens einen Boden, das Schiffchen ohne Boden kommt hauptsächlich im Osten des Landes vor.

Das Heftelbrett *(niielaud)* war das einfachste Werkzeug zum Schlingen der Hefteln *(niied)*, wobei zuerst eine Reihe längerer Schlingen (*säär*) mit der mittleren engen Schlinge (*silm*), darauf die entgegengesetzte Reihe der längeren Schlingen geknüpft wurde. Auf dem Heftelklotz *(niiepakk)* oder der Heftelbank (*niiepink*) machte man zugleich alle Schlingen über

LIBRARY U. OF I. URBANA-CHAMPAIGN

3—4 horizontale Stäbe an der Bank, resp. vertikale beim Klotz. Beim Knüpfen benutzt man eine kurze, hölzerne Netznadel.

Gewebt wurde leinwandbindig *(labane)* mit 2 Hefteln, Köper *(toimne)* und Atlas 4-schäftig. Köper kannte man in Estland schon in der jüngeren Eisenzeit. Das sogen. *Watmal* wurde nach Heinrich von Lettland im 13. Jh. aus Gotland gebracht. In späterer Zeit gebraucht man diesen Namen *(vatel, vatman)* für dicken, hausgewebten Wollstoff.

Die fertige Leinwand wurde in Aschenlauge gekocht, mit Waschbleueln geklopft und in der Frühlingssonne auf dem Schnee oder im Sommer bei Sonnenschein und im Tau gebleicht. Wollener Stoff wurde in der Walkmühle mit eingekerbtem Boden und ebensolchem Deckel durch Hin- und Herschieben gewalkt.

Auf den Inseln und in Südost-Estland webt man bis in die Gegenwart noch ungefärbte, schafschwarze und -weisse wollene oder halbwollene Stoffe. Nach H u p e l trugen die Esten im 18. Jh. braune, die Letten graue Kleider.

In West-Estland fing man erst gegen 1860 an, Stoffe zu f ä r b e n. Die älteren Farben waren Pflanzenfarben. Rot gewann man aus der Wurzel des Labkrautes, gelb aus der Färberkamille und aus Birkenblättern, grün aus Heidekraut und Klettenkerbel, braun und schwarz aus der Rinde der Schwarzeller und aus Steinmoos, auch aus eisenhaltigem Sumpfwasser. In der 2. Hälfte des 19. Jh. brauchte man zum Färben in Süd- und Mittel-Estland sehr viel Indigo (*potisinine*). Zum Schluss desselben Jh. kamen schon die Anilinfarben allgemein in Anwendung.

Lein wurde gewöhnlich als Garn gefärbt, Wolle dagegen schon vor dem Verspinnen. In Süd-Estland kennt man auch geflammtes Garn (*neolõngad*) zu Röcken, Strümpfen und Handschuhen, wobei der Faden an bestimmten Stellen mit Hede oder Lappen abgebunden wurde, die dann beim Färben weiss blieben oder in einer anderen Farbe gefärbt wurden. Leinwand wurde auch mit klischeeartigen Klötzen *(trükipakk)* bedruckt.

G e w a s c h e n wurden gewöhnlich nur leinene Kleidungsstücke, von den wollenen nur Handschuhe und Strümpfe. Die

Wäsche wurde zur Nacht in Aschenlauge (*leheline, libe*) eingeweicht und dann im Kessel in Lauge und Seifenwasser gekocht. Nach dem Kochen wurde die Wäsche in Holzmulden oder auf einer Bank mit dem Bleuel (*kurikas*) geklopft. Gewaschen wurde mit Vorliebe im Freien, an Teichen oder Flüssen.

Seife wurde aus Talg und Lauge mit Zusatz von Kalk oder auch Harz gekocht. Jetzt wird allgemein Seifenstein zugesetzt.

Um die Wäsche zu glätten, wird sie einfach mit einer runden Waschkeule auf einem Stein oder Klotz geklopft, besonders die Leibwäsche. Man benutzt aber auch das Mangelholz (*vaalikurikas*), das aus einer runden Walze zum Aufrollen der Wäsche und dem Brett zum Rollen besteht. Erst in späterer Zeit fing man an, die Wäsche zu bügeln.

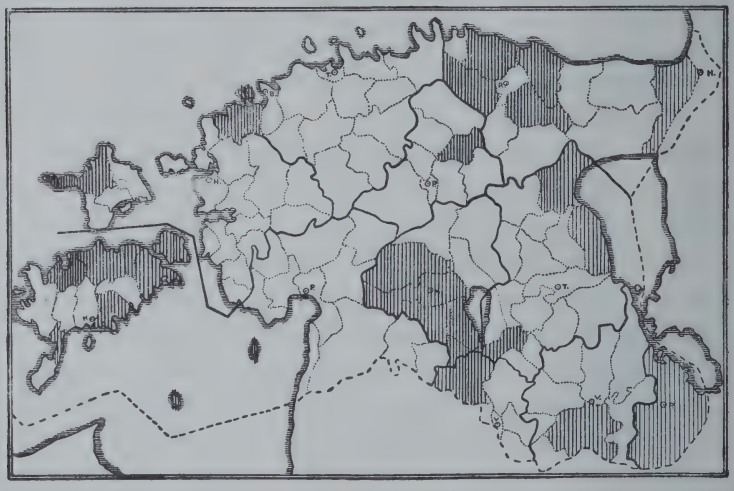
Zum Glätten der Spitzen und Blusen hat in früheren Zeiten mancherorts ein Schweinehauer oder eine Flasche mit heissem Wasser oder auch ein Glättholz gedient. Plissiert wurden die wollenen Röcke, indem sie zuerst in mehr oder weniger dichten, gleichmässigen Falten in gewissen Abständen auf einen Faden gezogen, dann angefeuchtet und beschwert, im warmen Ofen getrocknet wurden. Leinene Hauben und Blusen glättet man auf einem besonderen Brett mit den Fingern.

Bänder und Gurte, sogar breite Männergürtel, flicht man mit den Fingern. Frauengürtel sind meistens gewebt, mit Hefteln oder mit dem Webegatter (*tihv*, Abb. 28). Der Einschussfaden wird mit einem Holzmesser angeschlagen. Die Kette bildet einen festen Ring, in welchem die Weberin sitzt, während ein Ende des Gurtes an einem Haken an der Wand oder dergl. befestigt wird.

Mit Brettchen (*kõlad, laosed*) webte man schmälere Gurte, Rockborten und Zugleinen. Zur Verzierung von Langröcken und Jacken diente die vierkantige, rotwollene Gabelschnur (*kaarus*).

Die ältere Spitze (*pilu, tipp, niplis*) ist meistens geflochten oder geklöppelt (Abb. 29), wobei man in beiden Fällen eine Reihe von nebeneinanderliegenden Fäden benutzt. Von den mit

einem durchlaufenden Faden gearbeiteten Spitzen gehört die sog. Netzspitze und die auf Birkenrinde genähte Spitze zu den ältesten. Häkeln kam erst gegen die 2. Hälfte des 19. Jh. in Gebrauch. Strickspitze ist selten. Eben wird allgemein gehäkelt, während das Klöppeln nur noch auf den Inseln, in Setukesien und an wenigen Stellen des übrigen Festlandes geübt wird. Die Klöppelkissen (*pitsipadi, pilupaun*) sind knäuel-, zylinder- und ringförmig usw., wobei ihre Verbreitung eine verschiedene und durch besondere Kultureinflüsse bedingte ist.



Vorkommen der mehrfarbigen Spitze in Estland. Nach H. Kurrik.

Auch die Anwendung der Spitze ist sehr verschiedenartig: in Nord-Estland und auf Hiiumaa verziert sie Blusen, in Süd-Estland Hauben, auf den Inseln und in Setukesien Hemden und Hauben.

Über Hohlsaum und Sticken vergl. den Abschnitt über Volkskunst.

Strümpfe und Handschuhe wurden meistens gestrickt. Man verfertigte sie aus schlechterer Wolle als Webwolle, sogar Hunde- und Ziegenhaar wurde beigemischt. Zum Winterfischfang benutzt man auch Handschuhe aus Rosshaar. Eine ältere Technik als das Stricken ist das Nadeln der Handschuhe, diese wurden ausserdem gewalkt.

# VOLKSTRACHTEN UND BAUTEN.

## VOLKSTRACHTEN.

Jetzt trägt man die Volkstracht ausser auf den von Schweden bewohnten Inseln Ruhnu und Vormsi nur noch auf Muhu und in Setukesien, teilweise auf Kihnu und in Süd-Saaremaa (Sõrve). In den anderen Gegenden ist die Volkstracht schon in der 2. Hälfte des 19. Jh. und zu Anfang des 20. Jh. verschwunden. Nur des Sonntags sieht man noch hier und da ältere Frauen in der Volkstracht, und auch mancher Greis verwahrt seine Jugendtracht in der Truhe als Totenkleidung.

Am mannigfaltigsten ist die Volkstracht auf Saaremaa, wo fast jedes Kirchspiel seine eigene, vom Nachbarkirchspiel abweichende Tracht hat (Abb. 31), die oft nord- oder mitteleuropäische Kleidermoden verschiedener Zeiten widerspiegelt.

Dagegen ist die nordestnische Tracht (in den Grenzen des früheren Gouvernements Estland) ganz einheitlich, obwohl man auch hier für fremde Einflüsse nicht unempfänglich war. Viel konservativer war die südestnische Tracht, besonders in der Gegend zwischen dem Pärnuer Meerbusen und dem Võrtsjärv, wo sich in einigen Einzelheiten auch lettischer Einfluss fühlbar macht. Viel archaische Züge hat Setukesien bewahrt und offenbart daneben auch einen grossen russischen Einfluss.

Wir beginnen die Betrachtung mit der Frauenkleidung. Sehr mannigfaltig sind bei den Frauen die Kopfbedeckungen. Auch die Haartracht ist sehr verschiedenartig. Nach Quellen aus dem 17. und 18. Jh. ist die älteste bekannte Haartracht das kurzgeschorene Haar bei den verheirateten Frauen. Auch das Stutzen der Haare kam vor, letzteres besonders bei den Mädchen. Gestutzt wird es eben noch auf Muhu (vgl. Abb. 32), vor kurzem auch noch auf den Inseln. Auf dem Festlande trugen die Frauen und Mädchen schon im

18. Jh. langes, offenes Haar (s. Abb. 33), stellenweise auch in zwei Flechten.

In älteren Zeiten banden die Mädchen ein Kopfband mit Troddel *(pealõng)* um das offene Haar, daraus entwickelte sich späterhin der Kopfkranz *(pärg)* mit einer Unterlage aus Pappe, Span oder Baumrinde (vgl. Abb. 33). Die verheiratete Frau musste ihr Haar bedecken. Dazu diente ein langes, weisses Leinentuch *(linik)*, das die Setukesinnen noch eben benutzen. Durch Zusammennähen der hängenden Enden des Kopftuches hat sich in Süd-Estland eine der Haube *(tanu)* sehr ähnliche Kopfbedeckung (*Tarvastu tanu, mulgirätik*) ergeben. Die dieser ziemlich ähnliche Haube mit Rückenlatz *(otsik, sabaga tanu)* finden wir in Nord- und Ost-Estland. Am verbreitetsten in Süd-Estland waren die schlichten, weissen Hauben (Abb. 42) aus Leinwand oder Tüllspitze, mit sehr bescheidener Verzierung. In Nord-Estland und auf Kihnu kamen während des 18. Jh. ganz allgemein die farbenfrohen, mit naturalistischen Pflanzenornamenten gestickten Hauben (Abb. 41) in Gebrauch. Auf den Inseln weist der vorherrschende bestickte Haubentypus mit hartem Pappfutter sehr viele Varianten auf (Abb. 43).

Von den Mützen, die auch von den Mädchen getragen wurden, seien hier genannt die sog. Korb- oder Hufmützen (*pottmüts, kabimüts*) aus Seide auf harter Pappunterlage, in Nord-Estland, die Troddelmützen *(tuttmüts)* auf der Insel Saaremaa und das Rundkäppchen (*murumüts*) in West-Estland. Von den Wintermützen seien erwähnt die gehörnte Weiberkappe *(sarilik üll)* auf Saaremaa (Abb. 31, rechts) und die Kapuze *(att* oder *karbus)* auf Hiiumaa.

Die schlichteste Körperbedeckung war das Hemd (*särk, hame*), das noch kürzlich im Sommer, z. B. zur Heumahd die einzige Bekleidung der Frau war. Anfangs war es ein doppelt zusammengelegtes Stück Leinwand, das an den Seiten zusammengenäht und oben mit einer Öffnung für den Kopf versehen wurde; nur die Ärmel wurden angenäht. Später werden Keile an den Seiten eingesetzt, an die Halsöffnung kommt ein mehr oder weniger breiter Kragen und an den unteren Saum ein farbiges Band. Ein solches Hemd besteht oft aus

2 Teilen, der untere wird aus groberem Stoffe genäht. Abweichend waren die älteren setukesischen Frauenhemden mit den über 1 m langen Ärmeln, die im Rücken zusammengeschlungen wurden, während man die Arme durch eine Öffnung im Oberärmel steckte. Das neuere setukesische Hemd (Abb. 35) hat breite Ärmel, die mit roten, gewebten oder gestickten Streifen verziert sind. Beide setukesische Hemdtypen sind russische Entlehnung.

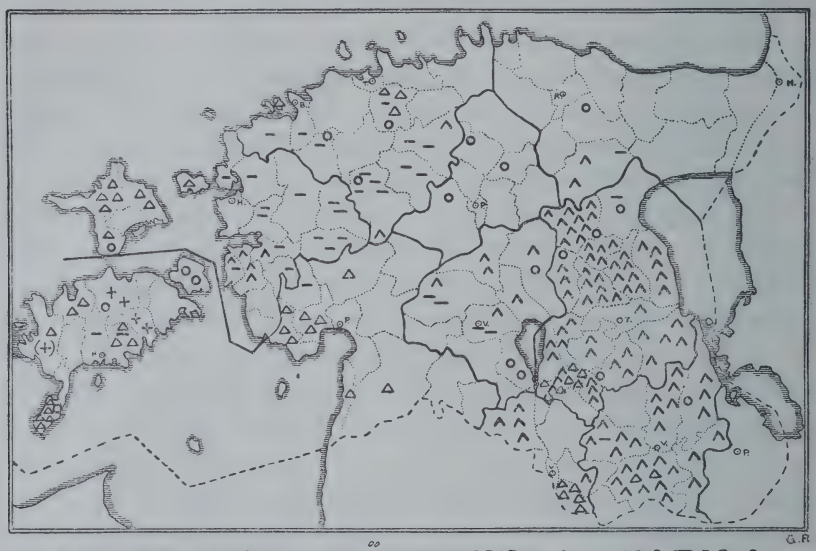
Nach finnischen und lettischen Analogien zu urteilen, diente als Schutz des Oberkörpers schon in der jüngeren Eisenzeit ein wollenes Manteltuch (*sõba*) mit Randverzierung aus Metall, das noch im 19. Jh. getragen wurde. Daneben war auch gegen Ende des 18. Jh. ein anderer Überwurf in Gebrauch, der, mit dem Gurt um die Hüften gebunden, als Rock diente. Den Schlitz an der rechten Hüfte bedeckte die Hüftschürze (*puusapõll*), wie solche bei den Setukesinnen und anderen finnisch-ugrischen Völkern noch jetzt vorkommt.

Der älteste genähte Rock (*seelik, kört, ümbrik* usw.) war offenbar weiss oder schwarz, wovon weiss eben noch in Setukesien allgemein ist. Anderwärts auf dem Festlande wurde der einfarbige Rock durch den mehrfarbigen längsgestreiften ersetzt, der in Nord-Estland gegen Ende des 18. Jh. auftrat und eben noch allgemein getragen wird. Die älteren einfarbigen Röcke hatten am unteren Rande eine Perlstickerei, die später durch eingewebte Querstreifen ersetzt wurde (z. B. auf Saaremaa die rot-weissen Streifen auf schwarzem Grund). Auf den Inseln war der Rock plissiert, ausser in Mustjala, wo er krinolinenartig abstand. Im 19. Jh. drang der längsgestreifte Rock auch auf die Inseln, während auf dem Festlande der karrierte aufkam.

Eine wärmere Kleidung der Frauen sowie Männer waren wollene Langröcke *(pikk-kuub,* s. Abb. 31, 33), meist schwarze, später auch indigoblaue, im Süden mit roter Schnur, im Norden mit Zinnverzierungen besetzt. Auch die Pelze wurden mit andersfarbigen Lederstreifen appliziert. Der ältere Schnitt des Langrockes, der sich in Süd-Estland erhalten hat, hat einen weiten Rücken und Keile *(siilud)* an den Seiten. Allgemeiner ist der Langrock mit Quetschfalten *(hännad)* und

profiliertem Rückenteil, während auf den Inseln und in Setukesien ein Langrock mit 2-teiligem Rückenschnitt vorkommt. Im Sommer trug man auch weissleinene Langröcke (*rüüd*), die teils den Langröcken, teils den Hemden gleichen.

Seit dem Ende des 18. Jh. trat an Stelle des Langrockes die kurze Frauenjacke (*kampsun*). Am verbreitetsten ist die ostestnische Gruppe der indigoblauen wollenen Schossjacken




Verbreitung der verschiedenen Typen von Frauenjacken. Nach G. Ränk.
∧ mit fortlaufenden Falten, — mit Faltengruppen, + mit glattem Querl, △ mit Quetschfalten, ○ vorne geschlossene Jacken.

mit fortlaufenden Falten (*seesid*) am Schoss. In Nordwest-Estland sind die Jacken aus karrierter Halbwolle, mit Faltengruppen am Schoss. Hauptsächlich auf den Inseln und in Südost-Estland haben die Jacken Quetschfalten an den Seiten, die wohl aus den Langröcken des entsprechenden Typus entstanden sind. Eine kleinere Gruppe jüngeren Ursprungs — nur auf den Inseln — bilden die Jacken ohne Falten, mit glattem Querl (*nariga kampsun*).

Die Jacken haben alle einen tiefen Brustausschnitt, der durch Brusttücher und Schmuck verdeckt wird. Die ganz

geschlossenen Jacken ohne Ausschnitt sind jüngsten Ursprungs und werden vorne zugeknöpft, während die älteren alle nur Haken haben. Neben Oberjacken trug man in der wärmeren Jahreszeit auch ärmellose Mieder (*liivistik, liistik*). Diese weisen ebenfalls, entsprechend den Jacken, 3 Typen auf. Besonders viel Mieder trug man auf den Inseln (vgl. Abb. 31),

Verbreitung der Blusen. Nach I. Manninen.

Die Zeichen bedeuten verschied. Farben u. Material der Stickereien auf Blusen.

wo sie in manchen Gegenden farbige Brustverzierung oder zinnerne Zierschnallen (*malid*) hatten.

Eine leichtere Überkleidung im Sommer war auf dem nordestnischen Festlande und auf den Inseln, ausser Saaremaa, die über dem Hemde getragene Bluse (*käised*, s. Abb. 32) aus Leinwand oder Baumwolle, mit derselben naturalistischen Blumenstickerei wie bei den nordestn. Hauben. Der untere Rand hatte einen Spitzenabschluss und fiel lose über den Rock, wobei das Hemd oft sichtbar war. Zur Verzierung der Blusen dienten

auch Hohlsaum und Flitter usw., während auf Hiiumaa die Blusen plissiert oder mit Häkelspitze verziert, die älteren aber auch sehr bescheiden bestickt wurden.

Die weissleinene Schürze (*põll*) gehörte früher nur zur Tracht der verheirateten Frau, wurde aber in späterer Zeit auch von den Mädchen getragen. Sie gehörte eigentlich zur Festkleidung und war mit Spitzen und Stickereien verziert. Besondere Beachtung verdient die Brautschürze von Muhu (s. Abb. 32, links) auf hartem Pappfutter, mit reicher Perlstickerei und klimpernden Anhängseln.

Die Frauengurten (*vöö*) waren meistens mit Hefteln oder Webegatter und Holzmesser gewebt, vorherrschend mit rotem geometrischem Muster auf weissleinenem Grund. Auf Muhu trug man bis 10 m lange, schmale brettchengewebte Gurten. Man wickelte sie mehrere Male um den Leib, die Enden wurden versteckt oder geknotet. Die Gurten gaben dem Körper einen festen Halt, der die Frauen vor dem Verheben schützen sollte und wurden von ihnen auch zur Nacht nicht abgelegt. Abweichend sind die ledernen Frauengürtel auf Hiiumaa, die mit Messingblech belegt sind, im Rücken mehrere Reihen Hängeketten (*rõhud*) aus Messing, vorn aber ein Messer in zinnerner Messerscheide (Abb. 34) und Nadelbüchse hängen haben. Dergleichen Gürtel sind im 17. und 18. Jh. stellenweise auch auf dem Festlande nachgewiesen worden. Man nimmt an, dass die Hängeketten sich aus der bronzenen Brustkette der jüngeren Eisenzeit entwickelt haben.

S c h m u c k, besonders silbernen, haben die Estinnen reichlich, bisweilen übertrieben viel getragen. Der einfachste Brustschmuck sind die schmalen Reifenspangen (*vitssõlg*), mit denen auch die Männer sich das Hemd zusteckten. Am verbreitetsten ist die konusartige Silberspange (*sõlg*, Abb. 39) mit eingraviertem Pflanzenmotiv. Aussergewöhnlich gross wurde diese Spange im 19. Jh. bei den Setukesinnen (vgl. Abb. 35). Ein anderer gewöhnlicher Spangentypus ist eine runde, flache Platte mit ausgezacktem Rande und eingestanztem Ornament, die sog. Breze (*prees*, Abb. 37). Auf Saaremaa, ausser Sõrve, und in Setukesien kennt man die Breze nicht, während sie in Nord-Estland oft mit farbigen Steinen besetzt ist, ähnlich den letti-

schen Broschen. Schon von der jüngeren Eisenzeit an treten sporadisch herzförmige Spangen (Abb. 38) mit einer Krone oder 2 Vögeln auf dem oberen Rande auf. Als Halsschmuck trug man schon seit dem Mittelalter hohle Silberperlen, „Krellen" (*krõllid*), Ketten aus geschliffenem Bernstein, aus Achat und aus Kaurimuscheln. Die Krellen werden bis heute in Setukesien getragen, daneben auch verschiedene Silberketten. An Halsketten trug man echte oder imitierte Silbermünzen. Aus der katholischen Zeit stammen verschiedene Spangen und Anhän-

Verbreitung der Brezen mit farbigen Steinen. Nach I. Manninen.

ger mit dem Antoniuskreuz oder mit dem Kruzifix usw. Solcher Schmuck wurde *paater (< Paternoster)* genannt. Armspangen hat man in den letzten Jahrhunderten nicht mehr getragen, wohl aber Fingerringe.

Die älteren Handschuhe (*kindad*) der Frauen sowie Männer waren aus Leder, oder aus Wolle genadelte und darauf gewalkte Fausthandschuhe. Ihnen folgten gestrickte Faust- und Fingerhandschuhe mit eingestricktem geometrischem Muster. Fransenhandschuhe (Abb. 36) kommen besonders auf Saaremaa vor, bestickte dagegen in Süd-Estland. Pulswärmer *(kätised)* waren Wickelbänder wie bei den Kihnuer Fischern, oder gestrickte, in verschiedenen anderen Gegenden. Um die Waden wur-

den, besonders in Ost-Estland, in früheren Zeiten 3- und 4-eckige Stofflappen *(kaltsad)* oder lange, schmale Wickelbänder *(rasud)* gewickelt. Ihnen folgten Beinlinge *(säärised)* und Socken und seit dem 18. Jh. lange Strümpfe (*sukad*), anfangs aus Stoff genäht und ohne Ferse, später gestrickt und mit Ferse. Verziert wurden die Strümpfe durch Zwickel, andersfarbige Keile, eingestrickte farbige Quer- oder Längsstreifen. In Süd-Estland galt eine dicke Wade stellenweise als schön, aus welchem Grunde auch der Strumpf ein unnatürlich breites Mittelteil bekam und mit Hede, Lappen usw. ausgestopft wurde.

Als Fussbekleidung dienten am Wochentage Bastschuhe (*viisud*) oder lederne Pasteln (*pastlad*), am Sonntage bei den Frauen Schuhe (*kingad*), bei den Männern Stiefel (*saapad*). Die estnischen Bastschuhe sind rechtwinklig geflochten. Die schlichtesten Schuhe sind auf den Inseln aus Seehundspfoten ohne Naht gearbeitet (*loivad*). Dort finden sich auch Pasteln mit gefältelter Spitze und haariger Sohle aus ungegerbtem Kalbsleder. Holzschuhe sind selten und kommen nur auf den Inseln vor.

Die Männerkleidung ist bedeutend schlichter als die der Frauen. Als Kopfbedeckung dienten im Winter verschiedene Fellmützen mit umzuklappendem Rande, im Sommer das Rundkäppchen und verschiedene Zipfelmützen. Man trug auch Filzmützen mit schmalem Boden oder hohe, zylinderähnliche Kopfbedeckungen. Das Haar wurde noch im 18. Jh. lang und offen getragen, Ehemänner hatten lange Bärte.

In Süd-Estland trug man das Hemd über der Hose, sonst überall im allgemeinen in den Hosen. Das Männerhemd war kürzer als das der Frauen, ohne Keile, aber mit Schlitzen an den Seiten. Die Vorderteile über der Brust hatten bisweilen ein Futter und bildeten damit Taschen (*kaugas*).

Die Langröcke aus Wolle und Leinwand glichen denen der Frauen. Den Frauenjacken entsprachen die Röcke (*vammus, vatt, jäkk)* der Männer. Sie wurden aus demselben Stoff wie der Langrock gearbeitet. Der Rücken war 2-teilig und wurde an der unteren Naht breiter zugeschnitten, zwei Klappen (*lipp*) bildend, die übereinander lagen. Die unteren

Ecken der Vorderteile hatten einen eckigen Ausschnitt wie beim Frack. Ein anderer Rocktypus hatte geraden unteren Rand, wobei der Rückenschnitt den verschiedenen Typen des Langrockes entsprach. Der Rock hatte früher einen Steh-, später einen Umlegekragen. — Die Weste kam Anfang des 19. Jh. in Gebrauch.

Das Hemd und weissleinene Unterhosen sind auch heute noch in der heissen Jahreszeit die einzige Bekleidung mancher älteren Männer. Aus Setukesien wird nachgewiesen, dass dort früher die Jünglinge bis zu ihrem 20. Lebensjahre keine Hosen, nur ein langes Hemd trugen. Die Oberhosen (*püksid*) werden gewöhnlich aus demselben Stoff gearbeitet wie die Bekleidung des Oberkörpers. Die reicheren Männer, besonders die Bräutigame trugen sämischlederne Kniehosen. Die ledernen sowie wollenen Kniehosen schwanden ungef. gegen die Mitte des 19. Jh., worauf ganz allgemein lange Hosen getragen wurden. Beim Zuschnitt der Hosen wurde der Stoff in der Länge der Hosen zweifach zusammengelegt und ein 3-eckiges Stück zwischen den Schäften aus der Mitte ausgeschnitten. Häufiger jedoch wurden die Schäfte jeder für sich geschnitten und ein 4-eckiger Fleck dazwischen genäht. In Süd-Estland finden wir unter lettischem Einfluss einen Hosentypus mit gefaltetem Hinterteil. Die Kniehosen hatten vorne eine Klappe, die von einer oder von beiden Seiten mit Holzknebeln (*pöör*) geschlossen wurden. Der untere Rand der Hosenschäfte war in Südost-Estland schmaler und mit einem durchgezogenen Bande zusammengezogen, anderwärts breiter und entweder mit Knöpfen oder Haken zu schliessen, oder mit Schlitzen an den Aussenseiten versehen, die dann mit Bändern zugebunden wurden. In Setukesien und auch stellenweise in anderen Gegenden Süd-Estlands kennt man keine Kniehosen.

Die älteren Hosen hatten keine Taschen, aber es wurden lose Ledertaschen am Gürtel getragen. Auch Frauen hatten lose Taschen aus Stoff, die öfters bestickt waren.

Als Trauerfarben gelten bei den Esten schwarz und blau. Auch grün und gelb können bei einem Traueranzug verwendet werden, nie aber rot. Kleider in Trauerfarbe (blau) trug man in einigen Gegenden auch zur Fastenzeit.

## BAUTEN.

Technisches. Die älteren Bauten in Estland sind fast ausnahmslos aus Holz. Nur an einzelnen Nebengebäuden, wie Sommerküchen und Kellern, kommen Wände aus Fliesen oder aus Feldsteinen vor. Die allereinfachsten Holzbauten sind konusartige Stangenzelte (*püstkoda*), die als Sommerküchen dienen. Mancherorts haben sie ein Fundament aus Steinen. Als zeitweilige Wohnung benutzen die Heumacher, Holzhacker usw. einen 4-eckigen Bau als Windschutz, mit einem ein- oder zweiseitigen Dach aus geflochtenen Zweigen.

Die gewöhnlichen Bauten des Bauernhofes sind aber Blockhäuser. Die einfachste Hausecke, wo der Balken nur von der einen Seite einen Einschnitt hat *(koerakaelanurk)*, kommt noch hier und dort an Heuscheunen vor. Am gebräuchlichsten ist die sog. Kreuzecke *(ristnurk)* mit einem Einschnitt unten und oben, wobei die Balkenenden über die Wandfläche hinausragen. Am jüngsten ist jedoch die sog. glatte oder reine Ecke (*puhasnurk)*, wo die Balkenenden über die Wandfläche nicht hinübergehen. An den Verbindungsstellen der Kreuzecke machte man in die Balken kleinere Einschnitte und verstopfte dieselben mit Moos, damit die Ecke wärmer wäre *(soenurk)*. Auch die untere Seite des Wandbalkens wurde mit einer Rinne (*vara*) versehen und diese mit Moos oder Hede gefüllt. Die Balken waren unbehauen, oder es wurden nur die unteren Balken am fertigen Hause behauen, um sie besser reinigen zu können. Die älteren Bauten haben kein Fundament, sondern nur Steine unter jeder Ecke, auch wurden die unteren Balken mit Erde beworfen, damit es wärmer wäre. Zum selben Zweck bedeckte man auch die Wände und Fenster der Wohnhäuser zum Winter von aussen mit Stroh.

Als Material zu Dächern benutzte man in älterer Zeit gespaltene Bretter (*kisklauad*), die aber im 19. Jh. den Stroh-, resp. Binsendächern weichen mussten. Eben werden die Dächer grösstenteils mit Schindeln gedeckt. Typisch an den älteren Häusern sind Walm- und Krüppelwalmdächer, neuer sind Satteldächer. Das Dach ruht auf Sparren (*sarikad, paarid*), die oben mit Pflöcken, in der Mitte mit Querbalken (*sõlg, penn*) verbunden werden, und mit den unteren Enden sich auf den

obersten Wandbalken (*venitis*) stützen. Der Dachtraufe parallel werden die Sparren mit Latten (*roovlatid*) belegt, die dann mit Stroh gedeckt werden, dieses mit dünneren Latten (*korralatid*) festgehalten. Gewöhnlich liegt das Stroh mit den Schnittenden abwärts. Ein Dachschlägel mit eingekerbter Fläche dient zum Glätten des Strohs. Beim Decken sitzt der Arbeiter gewöhnlich oberhalb des zu deckenden Teiles. Gedeckt wird „schichtenweise" *(korra viisi)*, angefangen von der Traufe ums ganze Haus herum, dann in derselben Art immer höher hinauf. Wurde das Dach bei gemeinschaftlichen Arbeiten durch viele Hilfsarbeiter gedeckt, so deckte jeder Arbeiter sein Teil von der Traufe bis zum First hinauf. Auf den First wird loses Stroh gestreut und mit hölzernen Dachreitern (*varesed, malgad*) festgedrückt.

In der Umgebung von Pärnu kommen auch Dächer mit sog. „Wolkenpfosten" (*pilvepostid*) vor. Hier ruhen die Sparren auf einem besonderen Firstbalken, der sich wiederum durch 3—4 vertikale Gabelpfosten auf einen Balken stützt, der über die Mitte der Riegenstubendecke parallel dem Firstbalken geht.

Beim Walmdach blieb eine Öffnung an der Verbindungsstelle der Seiten- und der Endsparren. Durch diese Öffnung *(ungas, karuperse)* fand der Rauch den Weg ins Freie, und sie erhellte zugleich den Bodenraum. Die Giebelöffnung wird mit hölzernen Pferde- oder Vogelköpfen (*unkalauad*) verziert.

Das Wohnhaus. Das typische estnische Wohnhaus (vgl. Abb. 30), wie es sowohl auf dem Festlande, ausser Setukesien, als auf den Inseln erscheint, hat drei Räume:

1. Die Riegenstube (*rehetare* oder *tare* in Süd-Estland, *tuba* in Nord-Estland), die zugleich als Wohnstube auch zum Dörren des Getreides dient.

2. Die Tenne (*rehealune*), die zum Korndreschen und im Winter oft als Stallraum benutzt wird und

3. die Kammer (*kamber*), deren es eine oder mehrere gibt.

Architektonisch gehört die Kammer zur jüngsten Stufe der Entwicklung. Diese Dreiteilung des Wohnhauses ist eben noch recht gebräuchlich in ganz Estland, und in manchen Gegenden, besonders im Nord-Westen, sogar vorherrschend.

Die Grösse der Riegenstube ist etwa 6 × 8 m. Die Verbindungstür zur Tenne ist niedrig und hat eine sehr hohe Schwelle. Gewöhnlich führt aus der Riegenstube noch eine andere Tür unmittelbar oder durch einen Vorraum ins Freie. Die Verbindungstür zur Tenne hat oft eine horizontal geteilte Tür, deren jede Hälfte für sich geöffnet werden kann. Durch die obere verzog sich der Rauch während des Heizens, wobei die untere Hälfte geschlossen blieb, im Winter gegen die Kälte, im Sommer gegen das Eindringen der Haustiere. Die Aussentür der Riegenstube ist öfters eine Doppeltür: die äussere *(laed-uks)* mit einer Öffnung, die innere (*suur-uks*) ohne solche.

In Nord- oder Mittel-Estland gibt es als Aussentüren der Riegenstube auch Schiebetüren (*lükand-uks, nüss-uks*), die sich in einer in der Türöffnung angebrachten Rinne bewegen, während die Schiebetüren der Tenne an Holzringen an einer Querstange (*sõlg*) hängen. Über der Tür der Riegenstube befindet sich eine kleinere Öffnung (*otspaja*) zum Hinauslassen des Dunstes nach dem Heizen, wenn die Tür geschlossen wird. Die Fenster der Riegenstube waren klein und wurden durch ein Schiebebrett geschlossen (*paja-aken*). Solche haben sich bis in die Gegenwart besonders in Süd-Estland erhalten. Die ersten eigentlichen Fenster, anfangs mit einer Blasenhaut bespannt, kamen zu Anfang des 19. Jh. in Gebrauch und hatten nur 1—2 Scheiben.

Der Fussboden bestand aus einem Gemisch von Lehm und Sand und wurde mit einer Holzkeule festgestampft. Selten sind Fliesenfussböden, während in neuerer Zeit der Fussboden der bewohnten Riegenstube auch aus Brettern gebaut wird.

Das Leben in der Riegenstube konzentrierte sich um den Ofen (*ahi*) als die alleinige Wärmequelle. Um der Feuersgefahr während des Korndrusches vorzubeugen, wurde der Ofen mancherorts ungef. 1 m tiefer in den Fussboden gebaut. Die Öfen wurden gewöhnlich aus Feldsteinen gebaut und mit Lehm verschmiert, teils benutzte man auch Kalkfliesen und in neuerer Zeit Ziegelsteine. Der ältere Ofen war ungewölbt, mit grossen Kieselsteinplatten bedeckt. Über der Ofenmündung befand sich zum Erzeugen von Zugwind eine kleine Öffnung *(kirreauk)*, die beim Anmachen des Feuers mit einem Steine geschlossen

wurde. Der Rauch entströmte anfangs durch die Ofenmündung, später durch das Zugloch. Vor der Ofenmündung war ein offener Herd (*lees*), über welchem der Kochkessel, an ein besonderes Querholz angebracht, an einem hölzernen oder eisernen Kesselhaken (*pajakook*) hing. Zu beiden Seiten des Herdes waren 2 grosse Steine (*lõugas*), die zum Sitzen dienten. Das Feuer auf dem Herde brannte offen, weswegen die hölzerne Nebenwand mit Lehm verschmiert oder mit Steinen gefüttert wurde. Der Fussboden vor dem Herde war mit Steinen gedeckt, von denen einer zum Spalten von Holz benutzt wurde (*lõmmukivi*). An der inneren Vorderecke des Ofens reichte der Eckpfosten *(turvapost)* vom Fussboden bis zu den Tragbalken; von dem Pfosten, über die Vorderseite des Ofens, ging ein Querbalken (*turvavarn*) bis an die Wand. Auf diesen Balken stützten sich über der Ofenmündung die Stangen *(õrred)*, auf welchen Klötze zu Kienspänen trockneten.

Im 19. Jh. kam der Ofen mit Hitzsteinen *(kerisega ahi)* in Gebrauch. Es wurden dabei 1—2 Fuhren Steine auf die Ofendecke aufgeschichtet, wodurch die Wärme länger vorhielt. Der Rauch stieg durch die Hitzsteine, die dann von Zeit zu Zeit gereinigt werden mussten. Noch neuer sind die Öfen, die über den Hitzsteinen noch ein Gewölbe *(kumm, paas)* haben, welches auch nach vorn über den Herd reicht. Dementsprechend wird der offene Herd zu einer Art Kamin *(kolle)*, der Eckpfosten verschwindet, und die Vorderseite des Ofens wird so hoch gebaut, dass die Stangen sich darauf stützen können. Gegen 1850 fängt man schon an, Öfen mit Schornsteinen zu bauen. Dennoch kommen auch eben noch Rauchstuben vor, besonders in Nord- und in Südost-Estland, hauptsächlich in den Wohnhäusern der Lostreiber. Beim Aufkommen des Schornsteins wird der offene Herd durch den mit einer Eisenplatte geschlossenen *(pliit)* ersetzt, der desgleichen mit dem Schornstein verbunden wird. — Der Ofen lehnte gewöhnlich mit einer Seite an der Tennenwand, von der Tenne aus gerechnet in der rechten Ecke. So erwärmte er in gewissem Grade auch die Tenne, wo im Winter die Haustiere lebten. Nach Entstehen der Kammern wurde der Ofen so gesetzt, dass er mit einer Seiten- oder Hinterwand an die Kammerwand anstiess.

In ganz Nordwest-Estland wird die Riegenstube noch eben allgemein als Badestube benutzt. Um Dampf zu erzeugen, besprengt man die heissen Ofensteine mit Wasser und sitzt während des Quästens auf den Dörrstangen oder auf dem Ofen.

Längs der beiden Seitenwände der Riegenstube gehen 2 dicke Tragbalken *(lõsn)* und auf diesen liegen, parallel zur Seitenwand des Ofens, die Dörrstangen *(parred)*, worauf das Getreide getrocknet wird. Die Anzahl der Dörrstangen ist 12—16, wobei 3—4 Stangen eine Einheit bilden *(laug)*. Um für das aufzuschichtende Getreide Raum zu haben, baut man die Wände der Riegenstube gewöhnlich um 1—1,5 m höher als diejenigen der Tenne. Auf diese überhöhten Wände stützt sich die feste Decke, die auf Hahnbalken ruht. Der Raum zwischen Decke und Dörrstangen heisst Riegenkasten *(rehekast* oder *lõhn)*. Zwecks Erzielung grösserer Wärme baute man die Riegenstube schmäler als die Tenne und die Kammer. Somit blieb an einer oder beiden Aussenwänden derselben ein freier Raum unter dem Dachvorsprung *(kaartealune)*. Um diesen auszunutzen und zugleich die Wärme der Riegenstube zu erhöhen, baut man an die Vorderseite der Stube eine neue Hilfswand *(liigsein)* in gleicher Linie mit der Wand der Dreschtenne. Der so entstandene Raum, mit einer niedrigeren Decke *(liiglagi)* versehen als die Riegenstube, dient als Vorraum oder als Handkammer. Es kann aber auch die Vorderseite offen bleiben und die Hilfswand oder -decke an die Hinterwand der Riegenstube gebaut werden, wodurch ein neuer Raum *(liigtuba)* entsteht, der ausserdem durch den Riegenofen erwärmt wird und der unter anderem, während des Korndrusches als Wohnraum für die ganze Familie benutzt werden konnte. Diese Einteilung des Raumes kommt besonders auf den Inseln vor. Öfters ist aber die Riegenstube von beiden Seiten mit einem Anbau versehen, so dass sie ganz ohne Tageslicht ist. Solche Stuben finden sich hauptsächlich in Nord-Estland, während in Südost-Estland (Võrumaa) die Riegenstube gewöhnlich die gleiche Breite wie die Tenne hat.

Die Dreschtenne *(rehealune, rehekoda)* ist ein Raum mit Erdboden, wo im Herbst Korn gedroschen wird, der sonst zum Aufbewahren von Fahrzeugen und grösserem Gerät dient,

im Winter aber auch als Stall benutzt wird. An beiden Längsseiten der Tenne befinden sich 2 grosse gegenüberliegende Tore zum Einführen des Korns. Unter diesen Toren wird das Getreide auch gewindigt, bisweilen wird zu diesem Zweck ein besonderer Vorbau, die sog. Windkammer *(tuulekoda)*, angebaut.

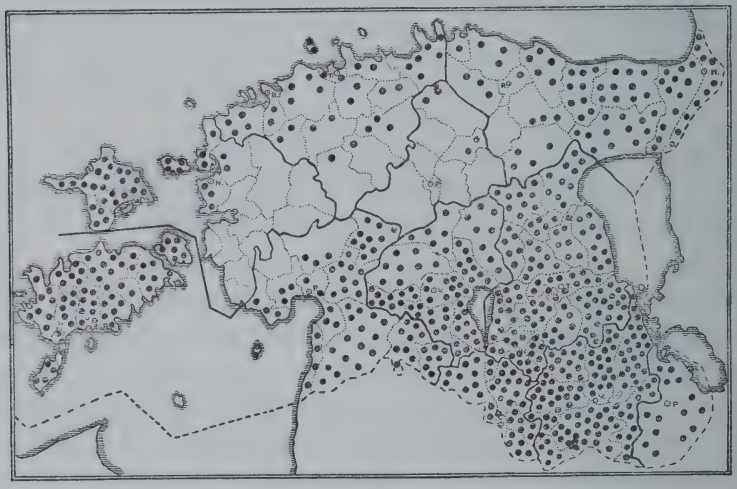
Bis gegen die Mitte des 19. Jh. hatte die Kammer keinen Ofen, so dass sie nur im Sommer bewohnt wurde. Als der Riegenofen an die Kammerwand gebaut wurde, konnte die Kammer auch im Winter benutzt werden, insbesondere, wenn die Ofenwand mit Wärmeröhren gebaut war. Oft findet sich in der Kammer auch der Kochherd. Die Kammer ist seit ihrem Aufkommen mit einem regelrechten Bretterfussboden versehen und durch Glasfenster erhellt.

Die anderen zahlreichen, ins Wohnhaus hinein- oder an dieses angebauten Nebenräume benutzt man zu sehr verschiedenen Zwecken wie: als Vorraum, Handkammer, Kaffscheune, Stall usw.

Von den Nebenbauten sei vor allen Dingen die Sommerküche *(koda, paargu, suveköök)* genannt, die während des Korndrusches zum Bereiten der Speise, im Winter zum Kochen des Viehfutters und als Waschküche dient. Auf den Inseln und in Nordwest-Estland hat sich bis in die Gegenwart die konusförmige Sommerküche aus Stangen, mit oder ohne Steinfundament, erhalten. Neben dieser Bauart findet sich auch die 4-eckige Sommerküche aus Fliesen oder vertikalen Balken, in einigen Gegenden sogar eine offene Feuerstelle auf dem Hofe. Die Feuerstelle in der Sommerküche ist gewöhnlich ein offener Herd, über welchen von der Decke Kesselhaken herabhängen.

Die Badestube *(saun)* war in älterer Zeit ein einteiliger Bau mit dem Ofen an der Hinterwand und der Ofenmündung gegenüber der Tür. Jetzt sind die Badestuben gewöhnlich mit einem deckenlosen Vorraum versehen, der zum Ankleiden dient. In diesem Fall steht der Ofen in der Ecke näher zur Tür. Der Badestubenofen ist ein sehr einfacher Hitzsteinofen ohne Schornstein. An der Seiten- resp. Hinterwand der Badestube befindet sich die Bretterpritsche *(lava)*,

auf welcher man während des Quästens sitzt. Von der Pritsche geht längs der einen Wand eine niedrige Bank, auf welcher man sich wäscht; in derselben Wand über der Bank befindet sich auch das Fenster. Den Vorraum der Badestube benutzen die ärmsten landlosen Leute öfters als Wohnraum, müssen aber mit all ihrem Hab und Gut auf den Hof ziehen, wenn in der Badestube gebadet wird, selbst im Winter. Badestuben kommen in Süd-Estland und auf den Inseln vor, im übrigen Lande quästet man sich in der Riegenstube oder badet in der Wanne.



Verbreitung der Badestuben. Nach H. Tönson.

Ein wichtiges Nebengebäude ist auch der Speicher *(ait)*. Gewöhnlich gibt es deren 2: einen für Korn und andere saubere Nahrungsmittel, den anderen für Kleider. Meistens befinden sich beide unter einem Dach, jedoch jeder mit einer eignen Tür. An der Vorderseite des Speichers bildet das Dach einen breiten Vorsprung, und unter diesem, ungef. 2—3 Stufen vom Erdboden, ist eine Balkendiele. So entsteht ein offener Raum *(esik, ulualune, sillapäälne)*, wo verschiedenes grösseres Gerät aufbewahrt wird. Der Speicher hat kein Fundament, nur grosse Steine unter den Ecken. Auf dem Boden verwahrt man Heu usw. Die Speicher sind immer einstöckig, ausser in Südost-Estland, wo es an der setukesischen Grenze auch zweistöckige

gibt. Man benutzt sie im Sommer auch als Schlafgemach, besonders die jungen Mädchen im Heiratsalter, die des Nachts von ihren Liebhabern besucht werden. Zwischen zwei Speichern baut man öfters eine Schauer ohne Vorderwand für Fahrzeuge.

Vieh- und Pferdestall *(laut, tall)*, besonders der letztere, sind erst gegen die 2. Hälfte des 19. Jh. allgemein aufgekommen. Früher hielt man die Haustiere im Winter in der Tenne, im Sommer trieb man sie zur Nacht in einen Viehgarten *(tahr, koppel)* oder liess sie auch auf der Weide, wie es noch jetzt auf Saaremaa getan wird. Die älteren Viehställe waren ohne Fenster, ohne Decke, ohne Zwischenwände. Die Kühe wurden mit Halftern *(kütke)* aus gedrehten Ästen oder aus Stricken an die Wand gebunden; Schafe und Schweine hielt man in Verschlägen, die im Laufe des Winters mit dem Anwachsen des Düngerhaufens beständig erhöht werden mussten. Die Pferde hatten Stände aus Brettern oder Stangen. Der Viehgarten *(tahr)* lag um den Stall herum.

Auch der Keller *(kelder)* ist eine junge Erscheinung, da Kartoffeln und anderes Wurzelgemüse sogar eben noch in Erdgruben *(koop, koobas)* verwahrt werden. Die Schmiede (*sepikoda, sepapaja*) war entweder mit der Badestube verbunden oder ein Bau für sich. Neuere Bauten sind auch Schauern, Scheunen usw.

Das Recht, Mühlen zu bauen, war vor der Selbständigkeitszeit auf dem ganzen Festlande den Grossgrundbesitzern vorbehalten. Darum gibt es nur auf den Inseln leichtgebaute Windmühlen aus Holz für den Selbstbedarf der Bauern, oft 5—6 in einer Reihe am Dorfrande.

Der Brunnen *(kaev)* hat gewöhnlich eine viereckige Einfassung aus Brettern, meistens ohne Dach. In früherer Zeit hob man das Wasser aus dem Brunnen mittels einer mit einem Haken versehenen Stange, jetzt sind die Brunnen mit Schwengel (*vinn, kook*) am verbreitetsten. An Orten mit tiefem Grundwasser wird das Wasser mit einer Winde heraufgewunden.

Der Grundriss des estnischen Bauernhofes ist ganz unregelmässig. Nur im östlichen Teile des Landes kommen mehr oder weniger viereckige, geschlossene Höfe vor. Haupt-

regel ist, dass das Wohnhaus und der Speicher sich gegenüber stehen, wobei die Front des Wohnhauses meistens gegen Süden gerichtet ist. Die Pferde- und Viehställe liegen in verschiedenen Gruppen an der einen oder anderen freien Seite des Hofes. In der Nähe des Wohnhauses steht die Sommerküche, auf den Inseln oftmals mit der Badestube oder der Schmiede verbunden. Der Brunnen befindet sich in der Nähe der Sommerküche und des Wohnhauses, wird aber späterhin mitten in den Hof, zwischen Wohnhaus und Stall verlegt. Die Badestube und die Riege, falls diese ein Bau für sich ist, stehen auf dem Festlande wegen Feuersgefahr gewöhnlich ausserhalb des Hofes, auf den Inseln aber sehr oft auf dem Hofe, mitten im Häuserkomplex.

Nach der Agrarreform der 60-er Jahre des 19. Jh. ist man mehr und mehr bestrebt, den Hof ausserhalb des Dorfes zu bauen, so dass seine Bauten inmitten des Grundstückes liegen, um die Häuser herum das Ackerland und weiter ab Weideland und Heuschläge. In der Zeit der Selbständigkeit hat sich diese Siedlungsweise bisweilen noch mehr verbreitet, sogar bis auf die Inseln und nach Setukesien, wo es bis jetzt noch gemeinsames Dorfland gibt. Nach P. Johansen ist die älteste Landeinteilung der Esten die sog. Blockflur gewesen, wo die Felder aus einer Menge formloser Stücke bestanden, die Gemeingut des Dorfes waren und in deren Nähe sich die Ansiedlung befand. Zu Anfang des 16. Jh. verteilte die Obrigkeit des Landes die Bauernländer nach Art der deutschen „Gewannflur", wobei die einzelnen Teile des Ackerlandes nach Haken in gleichgrosse Stücke ohne bestimmte Reihenfolge geteilt waren. Die allerletzte war die schwedische Einteilung in lange parallele Streifen, wobei die Flurstücke in einer bestimmten Ordnung folgten. Den beiden letzten Einteilungen entspricht das Dreifeldersystem, der ersteren das Zweifeldersystem.

Der älteste estnische Dorftypus ist nach Johansen das Reihendorf, das am Rande der Felder lag, längs eines Flusses, eines Hügels oder einer sonstigen natürlichen Grenze. Dieser Dorftypus hat sich am besten in der Umgebung von Tartu und Pärnu erhalten (Granö). Fast ganz Süd-Estland

ist aber zum System der Einzelhöfe übergegangen, was ursprünglich den Letten eigen war.

Im Osten, in der Umgebung des Peipsi, in Setukesien und Estnisch-Ingermanland, herrscht das von Russland beeinflusste Strassendorf vor, während auf den Inseln und in den Küstengegenden Läänemaas schon vor der deutschen Eroberung im 13. Jh. das schwedisch beeinflusste Haufendorf vorkommt.

Wenden wir uns nochmals der Inneneinrichtung des Bauernhauses zu. In einer oder in beiden Ecken der Hinterwand stand die Bettstelle auf einen Pfosten oder einen Klotz gestützt und mit einer oder 2 Seiten an die Wand gelehnt. Bisweilen war das Bett auch 2-stöckig. An seine Stelle trat später die offene Pritsche aus Stangen und zuletzt das bewegliche Bett *(voodi, säng)* auf 4 Füssen. Als Unterlage im Bett diente Langstroh, als Kopfkissen ein Sack mit Spreu. Das jüngere Volk schlief auf den Dörrstangen, die älteren Personen auf dem Ofen. Die Kinder schliefen bei den Eltern, öfters auch auf dem Fussboden, oder in der kälteren Jahreszeit sogar im Ofen. In der Nähe des Bettes befand sich die Wiege *(häll, kätki)*: im Süden des Landes die Hängewiege, im Norden die auf zwei gebogenen Holzkufen stehende Schaukelwiege.

Der Speisetisch *(laud, rend)* stand in einer von beiden Hinterecken des Zimmers, von wo er zum Essen mitten ins Zimmer oder vor das Fenster geschoben wurde. Die Tischplatte bestand aus 1—2 Brettern und lag lose auf Füssen, die an den Enden paarweise, oft auch kreuzweise verbunden waren. Zum Sitzen dienten lange Holzbänke *(pink)*, daneben auch 3-füssige Schemel *(järi)* und 4-füssige Stühle mit Lehnen und Stroh- oder Binsenböden. An der Wand vor dem Ofen hing ein Wandbrett *(laudi)* für das Geschirr, während Speiseschränke *(kapp)* eine neuere Erscheinung sind. An einer Wand in der Nähe der Tür war auch der Beilhalter angebracht. Die Kleidertruhen *(kirst)* standen gewöhnlich auf dem Speicher.

## REINLICHKEIT UND KÖRPERPFLEGE.

Es war nicht leicht, die Riegenstube, der die Bretterdiele fehlte, sauber zu halten. Daher begnügte man sich mit dem

Auskehren derselben mit dem Besen einige Male in der Woche oder auch nur zum Sonntag. 1—2 mal jährlich war grosses Reinmachen, gewöhnlich zu Weihnachten, wobei dann auch die schmutzigsten Winkel und Wände, ja sogar die Hitzsteine auf dem Ofen geputzt wurden. Zu Weihnachten und zum neuen Jahr bedeckte man den Fussboden mit Stroh, resp. mit Heu. Zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten wurden die Wände und die Decke, bzw. die Dörrstangen mit Zweigen bedeckt, in den Küstengebieten auch mit Netzen und Segeln, während der Fussboden mit Sand, Sägespänen oder kleingeschnittenen Zweigen bestreut wurde.

Der Speisetisch wurde mit einem Zeuglappen oder mit einem Bündel von Schachtelhalm (*Equisetum*) gescheuert. Über das Waschen der Kleidung s. S. 52—53.

Es wurde die Badestube jeden Sonnabend geheizt. Zuerst badeten die Männer, dann die Frauen. Das Baden beider Geschlechter zu gleicher Zeit kommt auch heute noch vor. Das Hauptgewicht wurde in der Badestube gelegt auf das Quästen mit dem Badequast aus Birkenruten im heissen Dampfe auf der Pritsche. Das darauffolgende Waschen war von geringerer Bedeutung. Das Fluss- oder Seebad hält man mehr für Kinder und Jünglinge als für Erwachsene geeignet. Wo es keine Badestuben gibt, quästet man sich in der Riegenstube, oder man wäscht sich in der Wanne.

Zum Kämmen des Haares benutzte man in früherer Zeit Bürsten (*hari*) aus Schweinsborsten, die mit Harz verbunden wurden (s. S. 48). Gebürstet wurde über einem Brett, auf welchem dem herabfallenden Ungeziefer mit dem Nagel des Daumens der Garaus gemacht wurde. Daher auch der volkstümliche Name des Daumens „Lausetöter“ (*täitapja*). Die zur Beseitigung des Ohrenschmalzes benutzten Ohrlöffel aus Metall sind verhältnismässig jüngeren Ursprungs. Die Pinzette zum Entfernen der Barthaare existierte schon in der Eisenzeit, im ethnographischen Bestande finden wir aber das vom Dorfschmied verfertigte Rasiermesser, das im Notfalle auch durch die Klinge der Sense ersetzt wurde. Man rasierte sich gewöhnlich in der Badestube.

Da man annahm, dass die Krankheitserzeuger übernatürliche Kräfte, oder böse und neidische Menschen wären, so trug die Heilung der Krankheiten auch einen magischen Charakter und beruhte meistens auf Zauberei. Daneben gibt es aber auch Heilmittel im eigentlichen Sinne des Wortes. Weitverbreitete Mittel waren das Aderlassen und das Schröpfen. Früher diente dazu ein Eisenmesserchen, das später durch die Aderlassmaschine ersetzt wurde. Als Schröpfhörner (*kupusarv*) dienten die oberen Teile der Kuhhörner, deren Spitze abgeschnitten und mit einer Blasenhaut verklebt war; durch diese sog man das Blut aus der Wunde in das Horn. Gegen Ohrenschmerzen benutzte man verschiedene Versteinerungen, die erhitzt mit Wasser begossen wurden. Das kranke Ohr wurde über dem aufsteigenden Dampf gehalten. Zum Ziehen der Zähne dienten selbstgemachte eiserne Zangen. Geschwüre und Geschwülste heilte man durch Drücken mit eigenartig geformten Steinen, wozu man gefundene Steinäxte, Wirtelsteine, durch Wasserfälle oder Brandung abgeschliffene Kiesel, Versteinerungen usw. benutzte.

Das gewöhnlichste magische Heilmittel ist das Silber, das von Münzen und Schmuck auf die kranke Stelle geschabt, auch Feuer, das als Funken mit dem Feuereisen auf das kranke Auge usw. geschlagen wurde. — In den zurückgebliebenen Gegenden gibt es eben noch Landärzte, die die Kranken durch Besprechen oder anderen Zauber, oder mit verschiedenen selbstgemachten Salben und Tropfen heilen. Auch Schröpfen kommt noch öfters vor.

# ANFÄNGE DER KUNST UND WISSENSCHAFT.

## VOLKSKUNST UND ORNAMENT.

Die Erzeugnisse der estnischen Volkskunst können in zwei Hauptgruppen eingeteilt werden: einerseits die Holzgegenstände als Männerarbeit, andererseits die Textilien als Frauenarbeit. Was die Holzarbeit im allgemeinen anbetrifft, so war die Fertigkeit der Herstellung von einfacheren Gegenständen, wie Verkehrsmitteln, Möbeln und Werkzeugen im ganzen Lande verbreitet, was bei der Naturalwirtschaft seiner Zeit nicht anders möglich war. Zieht man aber diejenigen Gruppen von Holzarbeit in Betracht, die ausser auf Zweckmässigkeit auch noch auf Schönheit Anspruch erheben, so fällt in dieser Beziehung ein grosses Übergewicht auf Nordwest-Estland mit den Inseln, welche Gebiete das übrige Festland nicht nur durch grösseren Reichtum an Erzeugnissen, sondern auch durch technisches Können und Schönheitssinn weit übertreffen. Das ist verständlich, weil der Insel- wie Küstenbewohner als Fischer resp. Seemann oft mehr Musse hat als der Ackerbauer des Festlandes. Ausserdem wurden die Küstenbewohner durch das Herstellen von Wasserfahrzeugen und Fanggeräten technisch besser geschult, und schliesslich hat auch der regere Verkehr mit den verschiedenen Nachbarvölkern manche Anregungen mit sich gebracht.

Wenden wir uns nun der Betrachtung der einzelnen Gruppen von Gegenständen zu, an denen sich die Volkskunst offenbart. Wie oben erwähnt, erhob das Wohnhaus der Esten bis gegen die Mitte des 19. Jh. nur geringen Anspruch auf Bequemlichkeit. Daher ist es nicht verwunderlich, wenn mit ganz wenigen Ausnahmen die Verzierungen sowohl am Äusseren wie im Inneren des Hauses, am Hausrat wie fast an allen alltäglichen Gebrauchsgegenständen fehlen.

Sorgfältiger und schöner versuchte man dagegen alles das anzufertigen, was bei Festlichkeiten oder ausserhalb des Hauses benutzt wurde. Hierher gehören vor allen Dingen die Bierkannen, Brautschachteln und -truhen, dann die Kummethölzer, Sättel, Peitschen, Krummhölzer, die zur Hochzeitsfahrt oder zum Kirchgang benutzt wurden. Eine andere Gruppe von verzierten Holzgegenständen bilden die sog. Minnegaben, die der Mann dem Mädchen oder der Braut, seltener wohl der Frau, anfertigte. Hierher gehören hauptsächlich Werkzeuge der Frauen, wie Waschbleuel, Mangelhölzer, Webegatter und Holzmesser zum Gurtenweben, Rockenblätter, Dosen für Schnupftabak, verschiedene andere Schachteln und Kästchen usw. Am Rauchzeuge jedoch, wie an Pfeifen, Zünderdosen, Tabaksbeuteln, ausserdem an Spazierstöcken erlaubten sich auch die Männer eine gewisse Koketterie.

Die hauptsächlichste Art der Verzierungen der Holzgegenstände ist das Flächenornament, bei dem technisch am einfachsten Ritzung und Kerbschnitt sind, die oft auch zusammen auftreten wie an Brautschachteln, Kästchen, Waschbleueln, Mangelhölzern, Holzwebemessern, Kummethölzern, Sätteln usw. Die Kerbschnittornamente (s. Abb. 47) füllen gewöhnlich die ganze Fläche in dichten Reihen aus. Die Ritzung wird bei vereinzelten Verzierungen angewandt, die quadratisch oder kreisförmig, entsprechend den Konturen der Fläche sind; daneben tritt sie aber auch oft als Randverzierung bei Kerbschnitt auf. Der tiefere Kerbschnitt kommt hauptsächlich bei Rosettenornamenten an Waschbleueln, an Möbeln, am Griff der Bierkannen, an Rockenblättern vor, und geht an den beiden zuletzt genannten Gegenständen oft in eine à jour-Technik über.

Am verbreitetsten ist jedoch die Brandmusterverzierung, hauptsächlich an Bierkannen (Abb. 44), seltener an Brautschachteln, Kästchen, aber auch an Waschbleueln und Kummethölzern. Die Motive der Brandmusterverzierungen sind schlichte geometrische Figuren wie Punkte, Kreise, Kreuze, Stampfeisenformen ($\infty$) usw., die die Fläche gleichmässig füllen oder zu grösseren geometrischen Figuren, wie Vierecken, Kreisen usw. kombiniert sind. In früherer Zeit

brannte man die Ornamente aus freier Hand mit einem glühenden Eisenstift, gewöhnlicher aber ist das Einbrennen mit einem Eisenstempel.

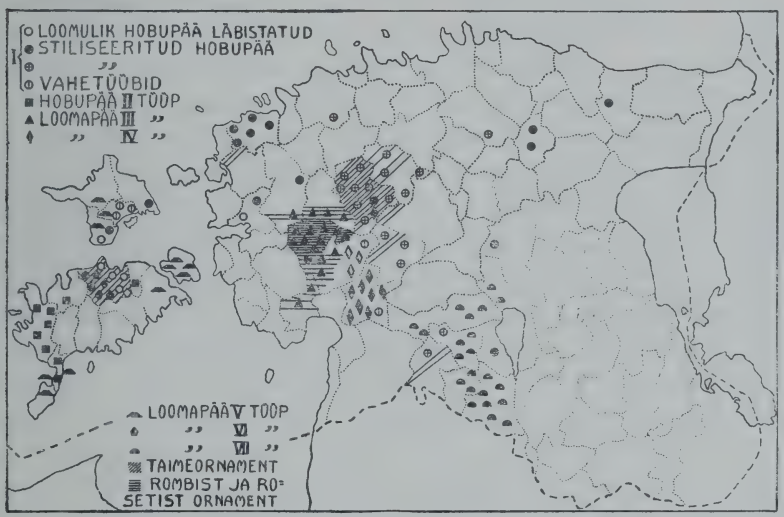
Farbige Malerei findet sich an den Holzgegenständen nur selten und nur aus jüngerer Zeit, wobei hauptsächlich rot in Betracht kommt. Schwarz-weisse Farbeneffekte erzielte man durch Anwendung verschiedenfarbigen Holzes, wie besonders an den Bierkannen aus Saaremaa. Bei den einfacheren sind Dauben aus verschiedenem Holz abwechselnd aneinandergereiht. Komplizierter dagegen ist eine Intarsia-Arbeit in Schachbrett- oder Gittermuster. Auch Stroheinlage, sogar farbige, findet sich an Kästchen und Schachteln, ist aber offenbar jüngerer Herkunft. Älter dagegen könnte die Verzierung der Kasten durch Zinnstifte im nordwestestnischen Küstengebiete sein.

Das Flächenornament der Holzgegenstände ist in überwältigender Mehrzahl rein geometrisch. Nur in Nordwest-Estland und auf den Inseln kommt in geringerem Masse auch ein Rankenornament vor. Dieses ist entweder eingeritzt und mit Farbstoff gefüllt, wie an den Kannen aus West-Saaremaa, oder, hauptsächlich an den Kummethölzern, in Flachrelief ausgeführt. Zoo- und anthropomorphe Motive sind sehr selten und kommen nur auf den Inseln und im äussersten Westen des Festlandes vor.

Bei der halb- und ganz plastischen Schnitzerei stehen dagegen verschiedene Vogel- und Pferdeköpfe an erster Stelle. Mit verhältnismässig plumpen Konturen erscheinen diese Köpfe an den Giebelhölzern, Webegattern, Leuchtern. Bessere Effekte dagegen weisen die Bierkannen und Pferdekummete auf. An beiden letztgenannten Gruppen ist der Pferdekopf anfangs naturalistisch, wird aber bald stilisiert (Abb. 46). An den Kannen erscheint das Hauptmotiv öfters multipliziert: 3—4 und mehr Köpfe an- oder übereinander gereiht.

Die Verzierungen an den Horn- und Knochengeräten sind in denselben Techniken ausgeführt wie an den Holzsachen. Am gewöhnlichsten sind hier eingeritzte oder -gebrannte Kreise, aber auch Metalleinlage kommt vor. Am Flechtwerk aus Ruten oder Wurzeln sind überhaupt keine

Verzierungen üblich, während an den Arbeiten aus Baumrinde Kreis- oder Viereckornamente entweder eingebrannt oder eingepresst sind. Daneben kommen aber sehr oft Dosen vor, deren Wände aus mehreren gezackten Birkenrindenstreifen bestehen, die mit Stiften gehalten werden. Bei den Metallarbeiten, die zu Hause verfertigt wurden (Abb. 34), ist das lineare Ornament entweder eingegossen, eingraviert oder eingestanzt.




Verbreitung verschiedener Typen der Kummethölzer mit Pferdeköpfen und deren Ornamentik. Nach R. Indreko.

Die Frauenarbeiten übertreffen diejenigen der Männer durch ihre Fülle, sowie durch die Mannigfaltigkeit der Techniken, aber auch durch ihren Kunstsinn.

Eine auffallende Gruppe bilden die Gurten und Bänder. Die letzteren sind gewöhnlich mit den Fingern im sog. Fischschwanzmuster geflochten. Von der Technik der Gurtenweberei ist oben (S. 53) die Rede gewesen. Ihr Muster ist fast ausnahmslos rein geometrisch, bedingt durch die Technik. Es herrscht aber die grösste Abwechslung in den Motiven der Ornamente, in den Farben und in der Grösse der Gurten. Dominierend ist rotes Muster auf weissem Grund, auf den Inseln aber auch dunkelblau auf schwarz bei den Trauergurten. In

Süd-Estland haben die Gurten Fransenabschluss, im Norden werden diese verflochten, auf den Inseln die einzelnen Flechten ausserdem mit einem durchgezogenen Faden miteinander verbunden. Gurten und Bänder gehörten zu den gewöhnlichsten Geschenken, die die Braut den Hochzeitsgästen gab und wurden daher in grossen Mengen und möglichst sorgfältiger Ausführung angefertigt.

Von den auf dem Webstuhl gewebten Sachen sind die leinenen Kleidungsstücke mit roten, eingewebten Streifen verziert, so z. B. Schultertücher, Handtücher, Kopf- und Taschentücher, Schürzen und mancherorts Hemden. Bei den Wollsachen boten die gestreiften Röcke, besonders aber die Decken, der Weberin Gelegenheit, ihre Geschicklichkeit und ihren Kunstsinn zu zeigen. Decken wurden wegen des schmalen Webstuhles in zwei Teilen gewebt und dann zusammengenäht. Das Muster der älteren Decken ist schmalgestreift, fast wie bei den Röcken. Später werden die Streifen und die Abstände dazwischen breiter, beide werden mit entsprechend grösseren Mustern versehen, so dass die Streifen endlich vollständig verschwinden. Mit andersmustrigem Rand umgeben, bilden solche Deckenflächen schon eine einheitliche Komposition. Derartige Decken gibt es besonders in Nord-Estland. An den älteren Decken wurden die Muster eingewebt. In die Zeit des Verfalls der Volkskunst gehören aber schon die Decken mit einfarbigem Grund und gesticktem, grellem Blumenmuster.

Von den Strickarbeiten stehen an erster Stelle Handschuhe und Strümpfe. Auch diese gehörten zu den gewöhnlichsten Hochzeitsgeschenken. Die älteren sind blau oder schwarz, gross gemustert; an den neueren wird das Muster feiner und farbenreicher. Neben dem geometrischen kommt auch hier ein Rankenornament vor, das aber sehr bald geometrisiert wird. An den neueren Strickarbeiten finden sich vereinzelt auch zoomorphe Motive. Sehr dekorativ wirken die langbefransten Hochzeitshandschuhe des Ksp. Mustjala auf Saaremaa (Abb. 36). In Süd-Estland kommen stellenweise Handschuhe und Strümpfe vor, bei denen das mühsamere Einstricken in späterer Zeit durch Einsticken des Musters ersetzt wurde.

Von den Strickarbeiten wären noch die gemusterten Männerjacken auf den Inseln zu erwähnen.

Eine sehr reichhaltige Gruppe bilden die Stickereien. Schon in der jüngeren Eisenzeit kommt Besticken der Kleider mit Metalldraht (Bronze) vor, was bis in die allerletzte Zeit reicht. — Viele jüngere Stickereien scheinen solche Metallstickerei zu imitieren. Streng geometrisch, dabei feingemustert sind die setukesischen Stickereien, die teils mit rotem Baumwollgarn auf weisse Hemden (Abb. 35) und Tücher, oder mit buntem Woll- und Baumwollgarn in Kasten- und Flachstich auf roten, neuerdings aber in Kreuzstich auf weissen Baumwollgrund gestickt sind. Auch das übrige Süd-Estland benutzt mit Vorliebe rotes Garn zum Besticken der Hauben, Tücher, Taschen usw., wobei die Technik mehr Abwechslung bietet als in Setukesien und wo neben den geometrischen auch stark stilisierte Pflanzenmotive vorkommen (Abb. 42). Auf den Inseln finden wir bei den Hauben neben den geometrischen auch stilisierte Pflanzenmuster, deren Technik und Komposition jedoch ganz abweichend ist (Abb. 40, 43). Gewöhnlich wird dort mit Wolle in Flachstich gestickt, wobei das Ornament viel breiter ist als die mehr lineare Ornamentik Süd-Estlands, ja die ganze Fläche ausfüllt. Von allem Bishergenannten weichen aber die Stickereien der Hauben und Blusen Nord-Estlands ab, die in Flachstich mit farbigem Baumwoll-, Leinen-, Woll- oder Seidengarn gestickt werden (Abb. 41). Als Muster dient hier ein naturalistisches, breitflächiges Pflanzenornament, bestehend in Tulpen, Rosen, Nelken usw. Die Stickereien sind ausserdem mit Flitter reich besät.

Perlstickerei kommt als Verzierung an Röcken und Schürzen schon im 18. Jh. in Nord-Estland und auf den Inseln vor. Dazu wurden blaue, weisse, rote Milch- und Glasperlen benutzt. Die meisten Perlstickereien weisen Pflanzenmotive auf, es gibt aber auch geometrische wie auch gegenwärtig noch an den Brautschürzen auf Muhu (Abb. 32, links), den Brauttaschen in Kihelkonna und den Kopftüchern im Kreise Viljandi. Perlengestickte Pflanzenmuster finden sich aber auch an den Lederarbeiten des 19. Jh. wie Männergurten und Tabaksbeuteln.

Als Randverzierung der Oberkleider im 19. Jh. finden wir gewöhnlich rote Wollschnur (*kaarus*), die besonders in Süd-Estland ein üppiges Schlingenmuster bildet. Farbige Applikationen und Bänder als Verzierung kommen hauptsächlich auf den Inseln, besonders an den Hauben Hiiumaas, vor.

Zum Weben des Stoffes benutzt man gelegentlich geflammtes Wollgarn. Dadurch erhält man verschiedene helle Flecken an Rockstoffen, an gestrickten Handschuhen usw. Das Flammen des Garns war besonders in der 2. Hälfte des 19. Jh. in Gebrauch. — Noch zu erwähnen wären die gegen die Mitte des 19. Jh. mit Ölfarbe in Pflanzenmustern ausgeführten Ornamente auf Frauenmützen, Schürzen usw.

Im allgemeinen ist die Ornamentik der estnischen Textilien in überwiegender Mehrzahl geometrisch und eng verbunden mit der Technik, was ein hartnäckiges Festhalten an den alten Motiven mit sich bringt. Ganz besonders konservativ sind die orthodoxen Estinnen im Süd-Osten des Landes, wo die Stickereien ausnahmslos im linearen Stil ausgeführt sind, obgleich dort der russische Einfluss stark gewesen ist und die unter ihnen lebenden Russinnen reichlich Vogel- und Tiermotive benutzen.

Wie bei den Männerarbeiten so sind auch bei den Textilien Nord-Estland und die Inseln neuen Einflüssen empfänglicher gewesen, und seit dem 18. Jh. haben sich dort immer mehr neue Ornamentmotive und Techniken durchgesetzt.

## MUSIK, TANZ UND SPIEL.

Von den volkstümlichen Musikinstrumenten sei vor allen Dingen die *Kannel* erwähnt. Der Resonanzboden dieses Zupfsaiteninstrumentes ist aus einem einzigen Block bootartig ausgehöhlt; es hat 6—9 Metallsaiten, die mit den blossen Fingern oder mit einem Plektrum gezupft werden. Es gibt 2 Typen von Kanneln: solche mit oder ohne sog. *laba*, d. h. eine am Korpus ausgeschnitzte brettartige Verlängerung der Resonanzdecke über die Wirbellinie hinaus. Kanneln des 1. Typus finden wir in Süd-Estland. Die neueren Saiteninstrumente sind Zithern, die aus Brettern zusammengesetzt sind und 20—30

oder mehr Saiten haben. An der Küste und auf den Inseln haben sich im 19. Jh. auch die sog. *rootsi-kannel* (*talharpa*) und der Monochord *(mollpill)* eingebürgert, die mit einem Bogen aus Pferdehaar gestrichen werden.

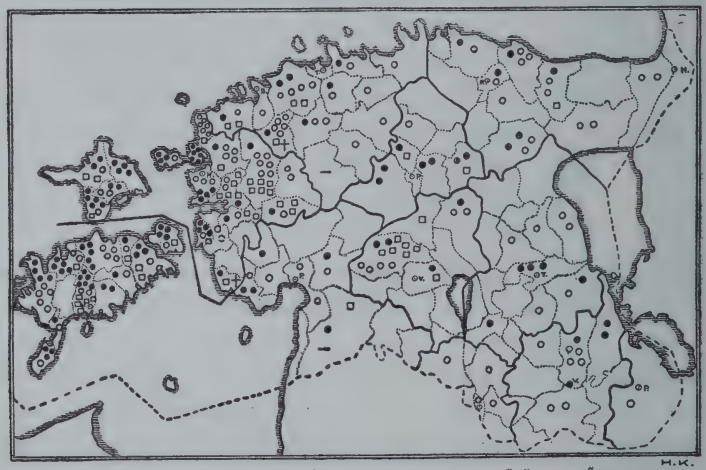
Zu den schlichteren Blasinstrumenten gehören die Schalmeien (*karjapasun*) aus ausgehöhltem Holz oder spiralförmig zusammengedrehter Baumrinde, ohne Fingerlöcher. Diese Hörner brauchten die Hirten zum Verscheuchen der Wölfe, aber auch zum Zusammenrufen der Herde des Morgens früh oder bei der Heimkehr des Abends, damit die Hausfrauen bereit wären, ihre Tiere in Empfang zu nehmen. Auch das Ziegenhorn *(sokusarv)* mit 2—5 Fingerlöchern kommt bei den Hirten vor, wird aber auch sonst geblasen. Von anderen Blasinstrumenten, die aber hauptsächlich von Kindern gespielt werden, seien hier die verschiedenen von einem Ende oder aus der Mitte zu blasenden Weiden- und Halmpfeifen *(paju-, kõrspill)* usw. genannt. Das bevorzugteste Blasinstrument ist aber der Dudelsack *(torupill)*, der in älterer Zeit im ganzen Lande zu Hochzeiten, gemeinsamen Arbeiten, ja sogar beim Kirchgange geblasen wurde. Der Balg des Dudelsackes wird gewöhnlich aus einem Seehundsmagen verfertigt und hat ausser der Flöte mit Fingerlöchern noch 1—2 „Bässe". In der Gegenwart ist die Windharmonika (*lõõtspill*) das verbreitetste Instrument und wird entweder allein oder mit Kannel- oder Geigenbegleitung gespielt.

Zu den Musikinstrumenten könnte ferner das Klopfbrett *(lokulaud)* gezählt werden, das noch gegenwärtig zum Heimrufen der Arbeiter oder der Herde, besonders aber als Signalinstrument bei Feuerschäden benutzt wird. Auch die Maultrommel *(parmupill)* ist bekannt.

Instrumentalmusik machte man hauptsächlich zum Tanz, seltener zur Begleitung von Gesang. Im Sommer wird gewöhnlich unter freiem Himmel, auf dem Tanzplatz hinter dem Dorf, der bisweilen sogar umzäunt ist, getanzt. Beim Tanzplatz befindet sich gewöhnlich auch die Schaukel (*kiik*). Allgemeiner ist die vertikale Schaukel mit galgenähnlichem Rahmen, wo die Schaukelnden selber die Schaukel in Schwung

bringen. An der Südgrenze kommt aber auch die karussellähnliche horizontale Schaukel vor, die durch besondere Querlatten von Nebenstehenden gedreht wird. Vom Herbst bis zum Frühling veranstaltet man Tanzvergnügungen (*simman, kirmas*) für die Jugend in einem Bauernhof mit grösseren Räumlichkeiten.

Die älteren Volkstänze haben sich hauptsächlich an der Nordküste erhalten, wo sie merklichen finnischen, resp. schwedischen Einfluss aufweisen, andererseits aber auch in Setukesien, wo sich wiederum russischer Einfluss fühlbar macht. Gegenwärtig sind die modernen Tänze bis in die entferntesten




Verbreitung der Deckengehänge aus Stroh für die Feiertage. Nach H. Kurrik. ● Weihnachten, □ Neujahr, + Ostern, — Heiligedreikönigstag, ○ nicht näher bestimmte Feiertage.

Winkel vorgedrungen. Neben dem Tanz ist zu Festlichkeiten nach alter Art der Reigen (*ringmäng*) beliebt, der sich, begleitet vom Gesang der Teilnehmer, bald nach rechts, bald nach links bewegt, wobei die im Kreise sich Befindenden tanzen oder die verschiedenen Tätigkeiten dem Inhalte des Gesanges entsprechend demonstrieren.

Von anderen Vergnügungen seien noch genannt verschiedene Spiele, Wettkämpfe und Geschicklichkeitsproben, welche hier aber nicht näher aufgezählt werden können.

Zu dem gewöhnlichsten Kinderspielzeug gehören ausser den Puppen verschiedene Tierfiguren, wie Kühe, Pferde, Schafe, Böcke, aus ungeschältem Holz gefertigt, in dessen Rinde verschiedene Muster geschnitten werden. Auch Pfeil und Bogen, Schlingen und Schwirrholz kommen vor. Besonders beliebt sind der Schwirrknochen (*vurrkont, vuriluu*) aus dem Schienbein des Schweins, der Holzkreisel (*vurr*), verschiedene Figuren aus Birkenrinde oder Stroh. Von diesen letzteren seien verschiedene Strohpuppen und Deckengehänge *(nääri-, jõulukroon)* erwähnt, die besonders im Zusammenhang mit den Weihnachts- und Neujahrsbräuchen vorkommen.

## MASSE, KERBHÖLZER, HAUSMARKEN.

Noch in der Gegenwart benutzen besonders die Frauen bei der Arbeit verschiedene natürliche Masseinheiten, wie die Länge eines Fingergelenkes (*rüss, nukk*), die Spanne (*vaks*), die Kopfweite, die Handbreite usw. Die Männer benutzen den „Fleischfaden" *(lihasüld)* (d. h. die Länge der beiden ausgestreckten Arme), den Fuss, die Fingerlänge usw. Zum Abwiegen gebraucht man den Holzbemeser *(margapuu)*, der den russischen Pfunden angepasst ist.

Die Zeit berechnen die Hirten auch jetzt noch nach der Länge des eigenen Schattens. In älterer Zeit ersetzte des Nachts der Hahn die Uhr; am Tage benutzte man Sonnenuhren aus Holz oder Schiefer. Holzkalender (*sirvilauad*) haben sich am längsten auf den Inseln erhalten: das sind gewöhnlich 6—7 zusammengebundene Holzbrettchen, an deren Seiten die Tage je eines Monats aufgezeichnet sind. Man zählte 12 oder 13 Monate, jeder Wochentag hat sein Zeichen, ausserdem die Festtage ihre besonderen. Die Zeichen gleichen denjenigen der skandinavischen Kalenderhölzer.

Zum Zählen der Heu- oder Düngerfuhren, der Kornsäcke usw. benutzte man 3- oder 4-kantige Stöcke, bei denen jede Kerbe eine Masseinheit bezeichnete. Wird solch ein Stab geteilt, so lassen sich die beiden Hälften als Quittung benutzen. Solche zweigeteilte Kerbhölzer (*magasipulk*) benutzte man früher allgemein in den Kornmagazinen beim Ausleihen des

Kornes. Beim Begleichen der Schuld wurden beide Hälften verglichen und das betreffende Zeichen dann mit dem Messer ausgemerzt. Kerbhölzer benutzte man noch im 19. Jh. sogar auf den Gütern zum Berechnen der Frontage. Daneben gab es auch Rechenbretter, wo jede Art von geleisteter Arbeit durch Einstecken von Stöckchen in besondere Gruppen von Löchern bezeichnet wurde. Noch einfacher als die Kerbhölzer der Kornmagazine sind die von den Gerbern benutzten Holzquittungen, wo in ein ungeschältes Ästchen einige Querstreifen geschnitten werden, das Ästchen dann geteilt und die eine Hälfte dem Besitzer der Haut eingehändigt wird. In diesem Falle bezeichnen die Striche nicht mehr Zahlen, sondern den Eigentümer.

Statt solcher improvisierter Eigentumszeichen hatte in früherer Zeit jede Familie ihre ständige Hofmarke (*õuemärk, peremärk*), die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbte. Die von den Eltern getrennt lebenden Söhne fügten zum Unterschiede von der Marke des Vaters dieser einige Striche hinzu. Gegenwärtig werden die Hofmarken von den Küstenbewohnern noch an den Fanggeräten gebraucht, während auf dem Festlande statt dessen der Name oder die Initialen des Besitzers eingeschnitten werden.

# RÜCKBLICK.

In dem Vorhergehenden haben wir versucht, eine kurze Übersicht über die wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiet der estnischen materiellen Kultur zu geben. Wie man zum Teil schon aus den Verbreitungskarten, ebenso aus einigen diesbezüglichen Bemerkungen im Text ersehen konnte, ist die estnische volkstümliche Gegenstandskultur durchaus nicht so einheitlich, als man dies bei einem kleinen Territorium und der ethnischen Einheitlichkeit sowie dem gemeinsamen historischen Schicksal erwarten könnte. Im Gegenteil sehen wir, dass bestimmte Erscheinungen an bestimmte Grenzen gebunden sind. Derartige Verbreitungsgebiete treten besonders häufig und engbegrenzt bei den Volkstrachten hervor, wo z. B. einzelne Arten von Kopfbedeckungen und sonstige Kleidungsstücke, ja sogar ganze Kleidungskomplexe nur in einem gewissen Kirchspiel vorkommen, so vor allem auf den Inseln, aber auch in einigen Gegenden des Festlandes. Auch bei der grossen Menge der alltäglichen Arbeits- und Wirtschaftsgeräte, wie Pflüge, Eggen, Sensen etc., bei denen der persönliche Geschmack keine Rolle spielt, finden wir die verschiedenen Typen innerhalb fester Grenzen. Daher entsteht die Frage nach der Einteilung des Landes in K u l t u r p r o v i n z e n in ethnographischer Hinsicht.

Die junge estnische Ethnographie hat während ihrer kurzen Betätigungszeit besonderes Gewicht auf die Erörterung dieser Frage gelegt. Wegen der grossen Fülle des zu verarbeitenden Materials bleibt es aber erst der künftigen Forschung vorbehalten, das Gesamtbild der estnischen Kulturgeographie in allen Einzelheiten zu geben.

Nach den bisherigen Ergebnissen könnte man vorab 2 H a u p t g e b i e t e mit verschiedenem Inventar unterscheiden, nämlich Nord- und Süd-Estland, deren Grenze ungefähr von dem

NW-Ende des Peipsi zur Stadt Pärnu läuft. Diese Grenze deckt sich in den Hauptzügen mit der alten administrativen zwischen den ehemaligen Gouvernements Estland und Livland.

Nord-Estland im ethnographischen Sinne, bestehend aus den Kreisen Harju-, Viru- und Järvamaa, trägt im allgemeinen ein ganz einheitliches, sogar nivelliertes Gepräge. Nur der schmale Küstenstreifen weist wegen des ziemlich regen Verkehrs mit den Finnen einzelne von diesen empfangene Kultureinflüsse auf. Auch die Mischgebiete an der Ostgrenze vom Nordufer des Peipsi bis zum Meer bieten einige Besonderheiten.

In Süd-Estland bildet ein Sondergebiet Setukesien, das seit dem 13. Jh. bis zur Selbständigkeit Estlands politisch u. administrativ zu Russland gehört hat und von dort in hohem Masse beeinflusst worden ist, trotzdem aber viel altes estnisches Erbgut bewahrt hat. Die südestnischen Kirchspiele westlich vom Võrtsjärv weichen ihrerseits von den östlich vom Võrtsjärv gelegenen Kreisen Tartu- und Võrumaa ab und weisen in gewissem Umfange lettische Lehngüter auf, was sich teilweise vielleicht mit dem Eindringen lettischer ethnischer Elemente in die infolge von Kriegen und Verheerungen menschenleeren Gebiete Südestlands erklären lässt.

Das dritte ethnographische Hauptgebiet bildet West-Estland, wozu der Kreis Läänemaa mit dem westlichen Harjumaa und dem nördlichen Pärnumaa nebst den Inseln gehört. In diesem Gebiete finden wir teilweise schon seit frühgeschichtlicher Zeit eine schwedische Besiedelung, die noch heute zäh an ihrem alten Kulturerbe festhält, wodurch auch die umwohnenden Esten manches Skandinavische übernommen haben. Andererseits waren die Esten auf Saaremaa schon in der jüngeren Eisenzeit einer der wohlhabendsten und mächtigsten estnischen Stämme und überragten die Festlandesten noch im 18. Jh. in mehr als einer Beziehung. Diese beiden Faktoren haben dort wahrscheinlich die reichere Volkskunst und den höheren Stand der technischen Fertigkeit, sowie die Mannigfaltigkeit der Volkstrachten veranlasst, was sich klar in unseren Museumsbeständen widerspiegelt. Erst während des 19. Jh. hat in diesem Gebiet eine allmähliche Verarmung eingesetzt, und heute gehört

der ganze westliche Winkel zu einem der zurückgebliebensten Teile Estlands. Ethnographisch zerfällt dieser Landesteil in mehrere Untergebiete, die aber hier nicht näher betrachtet werden sollen.

Bedeutend schwerer als die Feststellung der Verbreitungsgrenzen der Einzeltypen des gegenständlichen Kulturbesitzes ist es, deren zeitliche Tiefe und Herkunft zu definieren. Nur in wenigen Fällen, wie bei Schmucksachen und einigen anderen Metallgegenständen, findet ein direkter Anschluss an das archäologische Material statt. Bei allen übrigen Geräten ist es schwieriger, deren Alter festzustellen, besonders weil wir über die Kulturgeschichte des Ostbaltikums vom 13. bis 19. Jh. ziemlich wenig unterrichtet sind. — Was die Herkunft der verschiedenen Lehngüter in der estnischen Sachkultur anbetrifft, so haben wir seit dem 13. Jh. zuerst mit dem Einfluss der herrschenden deutschen Oberschicht zu rechnen. In einigen Fällen können wir annehmen, dass gewisse Neuerungen zielbewusst von den Gutsbesitzern bei der Landbevölkerung eingeführt worden sind und sehen auch in der Tat einige solche Beispiele aus manchen Gebieten wie besonders Ackerbau und Bauten. Wegen der scharfen nationalen, politischen und sozialen Gegensätze im Lande ist jedoch das estnische Bauerntum solchen von Oben kommenden Neuerungen gewöhnlich sehr misstrauisch begegnet.

Die grösste Menge der kulturellen Entlehnungen ist aber offenbar durch die Dauer des Nebeneinanderwohnens der breiten Volksmassen hervorgerufen, wie wir solche Beispiele von schwedischem Einfluss im Westen, russischem im Osten und in beschränktem Umfange auch lettischem im Süden erwähnt haben.

Umfang und Alter dieser von aussen kommenden Kultureinflüsse, sowie ihre Bedeutung für die estnische Sachkultur festzustellen, wird also die nächste Aufgabe der estnischen Ethnographie sein. Nur dann, wenn die fremden Elemente festgelegt worden sind, können wir dazu schreiten aufzuhellen, was in unserer volkstümlichen Kultur wirklich uraltes finnisch-ugrisches Erbgut ist.

Die älteren baltischen Autoren, auch solche, die den Esten wohlwollend gegenüber standen, haben oft deren zähen Konservativismus und ihren Abscheu gegen alle Neuerungen getadelt. Das sind jedoch Merkmale, die jeder Bauernbevölkerung gewissermassen eigen sind, die aber bei uns, wegen der scharfen politischen und sozialen Gegensätze im Ostbaltikum, besonders stark hervortreten. Dass dieser Konservativismus weniger eine den Esten eingeborene, spezifische Eigenart sondern ein Produkt der äusseren Umstände ist, das beweist der schnelle kulturelle Aufschwung der Esten seit der 2. Hälfte des 19. Jh., als sich die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse günstiger gestalteten.

# LITERATUR.

Neuere Gesamtdarstellungen der estnischen Ethnographie:

1. *BYHAN, Dr. A.,* Die Ehsten. In „Illustrierte Völkerkunde" von Dr. Georg Buschan, Bd. II, zweiter Teil, Stuttgart, 1926.
2. *MANNINEN, I.,* Die Sachkultur Estlands I. Sonderabhandlungen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft I. Tartu, 1931. (Der II. Bd. dieser Arbeit befindet sich im Druck, der III. Bd. in Vorbereitung).

Über die Erwerbszweige siehe ausser Nr. 2 auch:

3. *SIRELIUS, U. T.,* Über die Sperrfischerei bei den finnisch-ugrischen Völkern. Société Finno-Ougrienne. Travaux ethnographiques III. Helsingfors, 1906.
4. *(HUECK, Alex. v.),* Darstellung der landwirtschaftlichen Verhältnisse in Ehst-, Liv- und Curland. Leipzig, 1845.
5. *KLINGE, Dr. J.,* Die Honigbäume des Ostbaltikums und die Beutkiefern Westpreussens. Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig. N. F. Zehnter Band. Danzig, 1899—1902.

Zum Kapitel Technik können nur folgende Aufsätze erwähnt werden:

6. *MANNINEN, I.,* Zur Ethnologie des Einbaumes. Eurasia Septentrionalis Antiqua I. Helsinki, 1927.
7. *SCHNEIDER, Guido,* Das Schlangenschiff der Matzalwiek und andere Einbäume. Beiträge zur Kunde Estlands XV. Reval, 1929.

Die Volkstrachten behandeln u. a.:

8. *STERN, Fr.,* Die Trachten der XII Kirchspiele des Oeselschen Kreises. Arensburg, [1856—71]. Neudruck unter dem Titel „Album Öselscher Bauerntrachten", Riga, [1914].
9. *HEIKEL, Axel O.,* Die Volkstrachten in den Ostseeprovinzen und in Setukesien. Société Finno-Ougrienne. Travaux ethnographiques IV. Helsingfors, 1909.
10. *MANNINEN, I.,* Eesti rahvariiete ajalugu. Mit ausführlichem deutschem Referat: „Geschichte der estnischen Volkstracht". Eesti Rahva Muuseumi Aastaraamat III. Tartu, 1927.
11. Eesti Rahva Muuseum. Eesti Rahvariiete Album. Album Estnischer Volkstrachten. Tartu, 1927 (dient auch als Atlas zu Nr. 10).

12. *KURRIK, H.*, Einiges über estnische Volkstrachten. Die Brücke, Jg. 4, Heft 5. Berlin, 1929.

Betreffs der Bauten siehe auch:

13. *HEIKEL, Dr. A. O.*, Die Gebäude der Čeremissen, Mordwinen, Esten und Finnen. Journal de la Société Finno-Ougrienne IV. Helsingfors, 1888.
14. *SIRELIUS, U. T.*, Über die primitiven wohnungen der finnischen und ob-ugrischen völker. Finnisch-ugrische Forschungen IX, XI. Helsingfors, 1909, 1911.
15. *MANNINEN, I.*, Setude ehitused. Die Bauten der Setukesen. Separatabz. aus Eesti Rahva Muuseumi Aastaraamat I, II. Tartu, 1925—26.
16. *JOHANSEN, P.*, Siedlung und Agrarwesen der Esten im Mittelalter. Verhandlungen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft XXIII. Tartu, 1925.
17. *GRANÖ, J. G.*, Maastikulised üksused Eestis. Die Landschaftlichen Einheiten Estlands. Separatabz. aus der Zeitschrift „Loodus", Jg. I. Tartu, 1922.

Von den wichtigsten Abhandlungen über Volkskunst seien erwähnt:

18. *MANNINEN, I.*, Kannud. Die estnischen Holzkrüge. Etnograafilised monograafiad I. Tartu, 1926.
19. *MANNINEN, I.*, Kindad. Die estnischen Handschuhe. Etnograafilised monograafiad II. Tartu, 1927.
20. *PÄTS, V.*, Eesti rahvariie ja ornament. Estnische Volkstracht und Ornamente. I—II. Tallinn, 1926.
21. *LEINBOCK, F.*, L'art populaire estonien. Im Sammelwerk „Art Populaire" I. Paris, 1931.
22. *GAHLNBÄCK, J.*, Baltische Volkskunst. Arbeiten des zweiten Baltischen Historikertages zu Reval 1912. Reval, 1932.
23. *RAUDKATS, A.*, Eesti rahvatantsud [„Estnische Volkstänze"]. Tartu, 1926.

Verschiedene Einzelfragen sind spezieller behandelt in folgenden Veröffentlichungen:

24. Eesti Rahva Muuseumi Aastaraamat [„Jahrbuch des Estnischen Nationalmuseums"]. Tartu, seit 1925.
25. Verhandlungen (seit 1840) und Sitzungsberichte (seit 1861) der Gelehrten Estnischen Gesellschaft in Tartu (Dorpat).
26. Eesti Kirjandus [„Die estnische Literatur"] in Tartu, seit 1906.
27. Album M. J. Eiseni 70. sünnipäevaks. Festschrift zum 70. Geburtstage Prof. Dr. M. J. Eisen's. Tartu, 1927.
28. Beiträge zur Kunde Estlands (Est-, Liv- und Curlands), herausgegeben von der Estländischen Literärischen Gesellschaft in Reval (Tallinna), seit 1868.

29. In mehreren finnischen Zeitschriften wie Suomen Museo, Kalevalaseuran Vuosikirja, Eurasia Septentrionalis Antiqua, Virittäja u. a.

Ethnographische Bibliographie findet sich in folgenden Werken:

30. *WINKELMANN, Dr. Eduard,* Bibliotheca Livoniae Historica. II. Aufl. Berlin, 1878.
31. *POELCHAU, Dr. A., FEUEREISEN, Arnold* u. a., Die Livländische Geschichtsliteratur. Riga, 1873—1914.
32. Jahresberichte der estnischen Philologie und Geschichte. Herausgegeben von der Gel. Est. Ges. in Tartu, seit 1922.

Die Geschichte der estnischen Ethnographie und Museologie wird behandelt in:

33. *RÄNK, G.,* Das estnische Nationalmuseum und die ethnographische Arbeit in Eesti 1922—27. Eurasia Septentrionalis Antiqua III. Helsinki, 1928.
34. *MANNINEN, I.,* Übersicht der ethnographischen Sammelarbeit in Eesti in den Jahren 1923—26. Sitzungsber. der Gel. Est. Ges. 1927. Tartu, 1929.
35. *LEINBOCK, F.,* Le Musée National Estonien. Tartu, 1929.
36. *LEINBOCK, F.,* Über die ethnographische Arbeit in Estland. Lud Slowianski I, 1 B. Krakow, 1929.

Über die in Estland wohnenden Schweden gibt es eine reiche Literatur. Es seien nur folgende Arbeiten erwähnt:

37. *RUSSWURM, C. R.,* Eibofolke, oder die Schweden an den Küsten Estlands und auf der Insel Ruhnö. I, II. Reval, 1855.
38. *SCHLICHTING, H.,* Trachten der Schweden an den Küsten Ehstlands und auf Runö. Leipzig, 1854.
39. *KLEIN, Ernst,* Runö. Folklivet i en gammal svensk by. Uppsala, 1924.

Von älteren Werken über estnische Ethnographie könnten noch erwähnt werden:

40. *HUPEL, A. W.,* Topographische Nachrichten von Lief- und Ehstland. I, II, III. Riga, 1774, 1777, 1782.
41. *PETRI, Joh.,* Ehstland und die Ehsten. I, II, III. Gotha, 1802.
42. *KRUSE, Fr. v.,* Necrolivonica oder Alterthümer Liv-, Esth- und Curlands. Dorpat, 1842.

Abb. 1. Wolfsspiess.
Insel Muhu. 1/14.

Abb. 2. Wolfsangel.
Ksp. Nissi. 1/3.

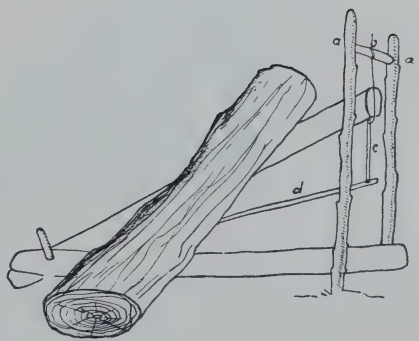



Abb. 3. Quetschfalle. Ksp. Simuna.

Abb. 5. Seehundsharpune. Ins. Kihnu. 1/10.

Abb. 4. Schleuderstab der Harpune. Ins. Ruhnu. 1/15.

Abb. 6. Angelhaken für Seehunde. Ins. Ruhnu. 1/10.

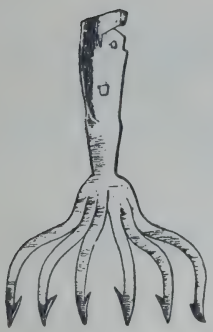


Abb. 7. Fächergabel.
Ksp. Risti. 1/7.

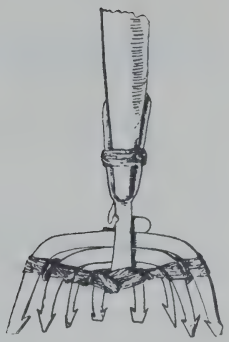


Abb. 8. Bogenzinkengabel.
Ins. Ruhnu. 1/5.

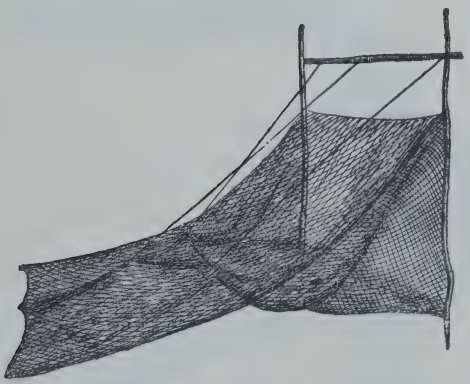


Abb. 9. Sackfanggerät *(tähes)* vom Pärnu-Fluss.
Nach einem Modell im ENM.

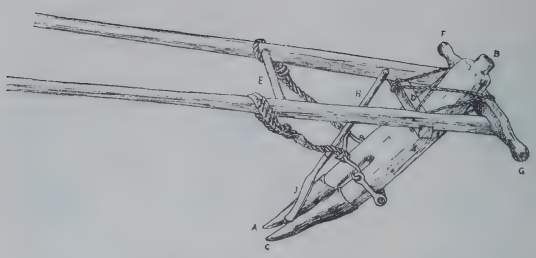



Abb. 10. Gabelpflug. Umgebung von Tartu.

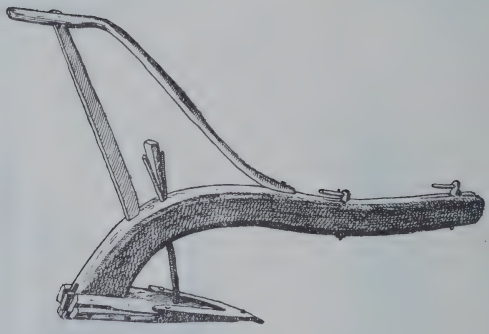


Abb. 11. Hakenpflug. Insel Muhu. 1/21.

Abb. 12. Sensenstiel. Insel Muhu. 1/23.

Abb. 13. Rasselstock der Pferdehirten. Ksp. Rõuge. 1/15.

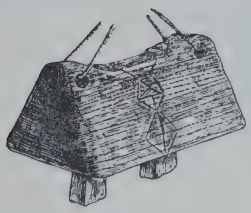


Abb. 14. Kuhglocke aus Holz.
Ksp. Mustjala. 1/6.

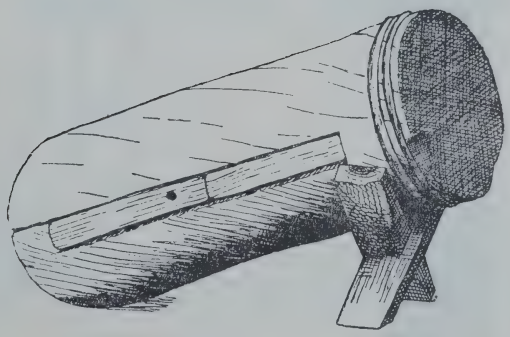


Abb. 15. Liegende Klotzbeute. Setukesien. 1/30.

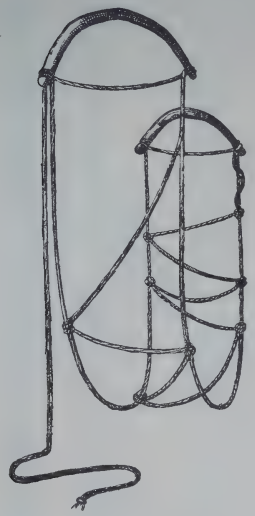


Abb. 16. Tragschnüre für Spreu. Setukesien. 1/20.

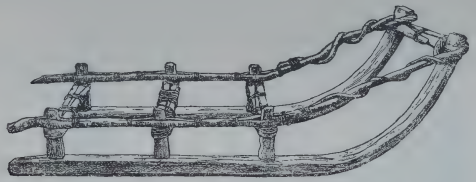


Abb. 17. Arbeitsschlitten. Ksp. Hargla. 1/40.

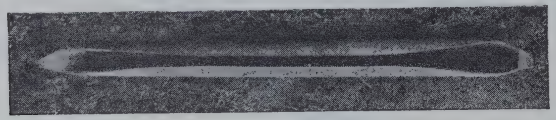


Abb. 18. Halbfertiger Einbaum. Ksp. Martna. 1/92.

Abb. 19. „Schaufel“ zum Zerhacken des Kaffs zum Brot. Ksp. Pühalepa. 1/18.

Abb. 20. Holzmörser. Ksp. Karuse. 1/20.

Abb. 21. Worfmulde für Grütze. Ksp. Iisaku. 1/14.

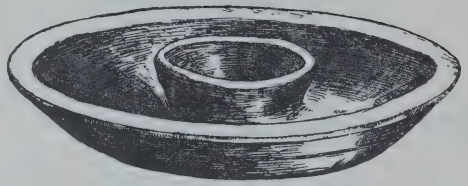


Abb. 22. Holzschüssel für Brei. Ksp. Räpina. 1/6.

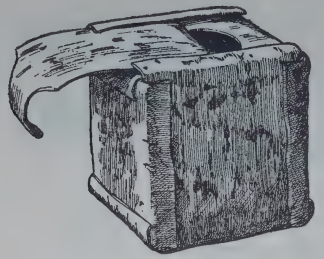


Abb. 23. Rindenschachtel, ohne Naht. Ksp. Viljandi. 1/5.

Abb. 24. Spinnhaken für Schnur. Ksp. Jämaja. 1/9.

Abb. 25. Holzschaber für Schafshaut. Ksp. Väike-Maarja. 1/17.

Abb. 26. Kienspanhalter. Ksp. Karula (links) und Kadrina (rechts). Beide ca. 1/18.

Abb. 27. Spindel.
Ksp. Lääne-Nigula. 1/9.

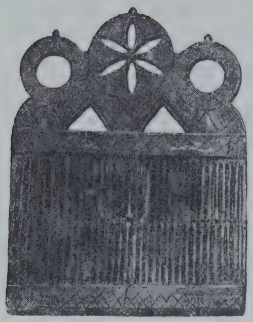


Abb. 28. Webegatter.
Ksp. Anseküla. 1/9.

Abb. 29. Klöpplerin. Tartu.

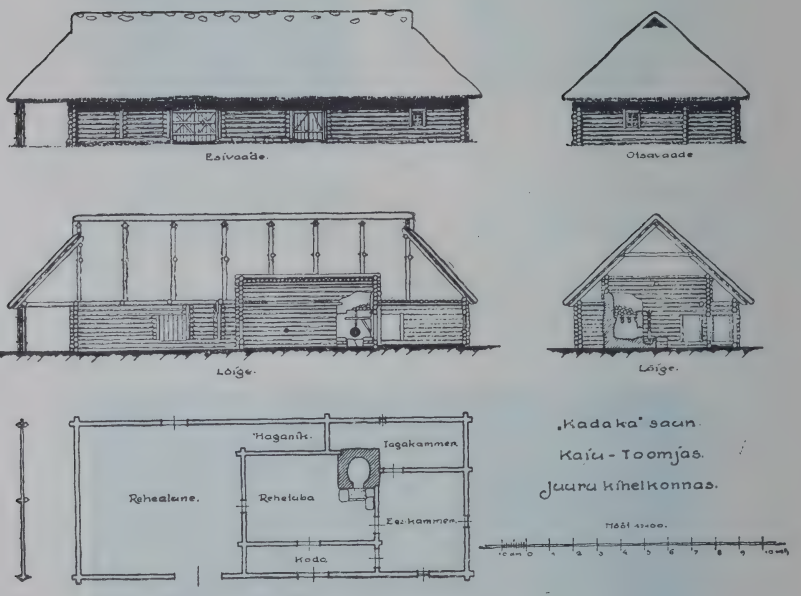



Abb. 30. Rauchstube eines Kleinbauern im Ksp. Juuru.
*Rehetuba* — Riegenstube, *rehealune* — Tenne, *eeskammer* — Vorderkammer, *tagakammer* — Hinterkammer, *koda* — Vorhaus, *haganik* — Spreulade.
Gezeichnet von E. Valberg.

Abb. 31. Volkstrachten von Saaremaa 1839. Nach Fr. Kruse.

Abb. 32. Frauen von der Insel Muhu 1901.
Links die Braut, rechts unverheiratetes Mädchen, in der Mitte eine Frau.

Abb. 33. Nordestnisches Mädchen 1858. Ksp. Järva-Madise.

Abb. 34. Frauenmesser mit Zinnscheide. Ksp. Emmaste. 1/4.

Abb. 35. Mädchen aus Setukesien 1919.

Abb. 36. Männerhandschuh mit Fransen.
Ksp. Mustjala.

Abb. 37. Breze. Ksp. Helme. 2/3.

Abb. 38. Herzförmige Spange. Ksp. Jämaja. 5/6.

Abb. 39. Konusförmige Spange. Ksp. Pilistvere. 1/3.

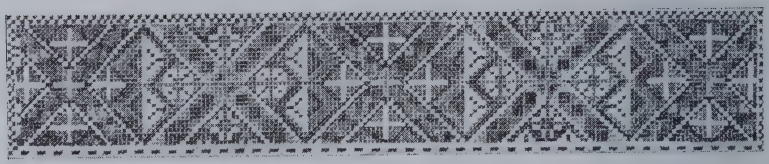


Abb. 40. Haubenstickerei. Ksp. Karja.

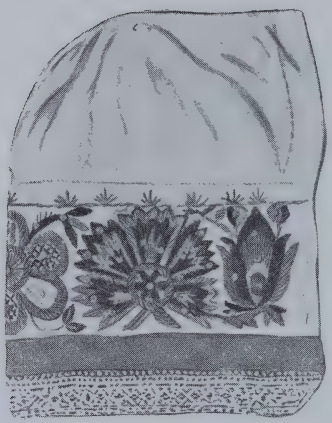


Abb. 41. Haube. Ins. Kihnu.

Abb. 42. Haube. Ksp. Viljandi.

Abb. 43. Haube. Ksp. Mustjala.

Abb. 44. Hölzerne Bierkannen im ENM. Aus verschiedenen Gegenden. Ca. 1/8.

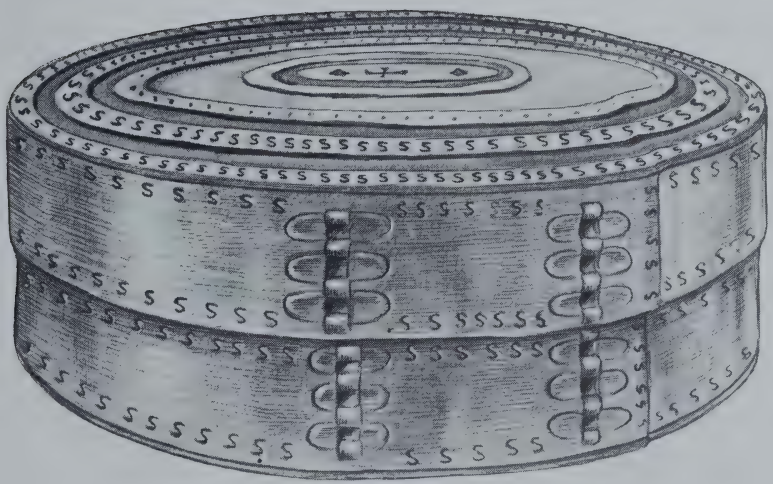


Abb. 45. Holzschachtel für Hochzeitsgeschenke. Ksp. Karja. Ca. 1/4.

Abb. 46. Kummethölzer.
Ksp. Karja. 1/8.

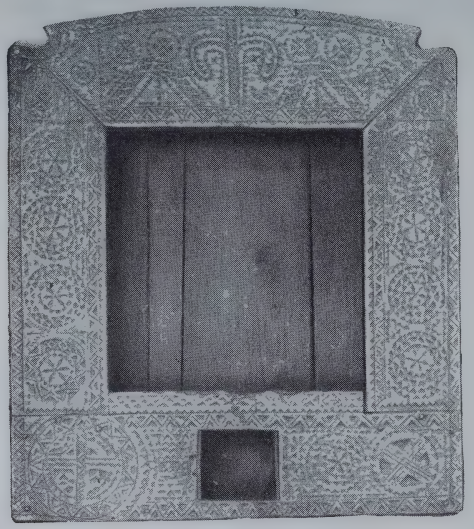
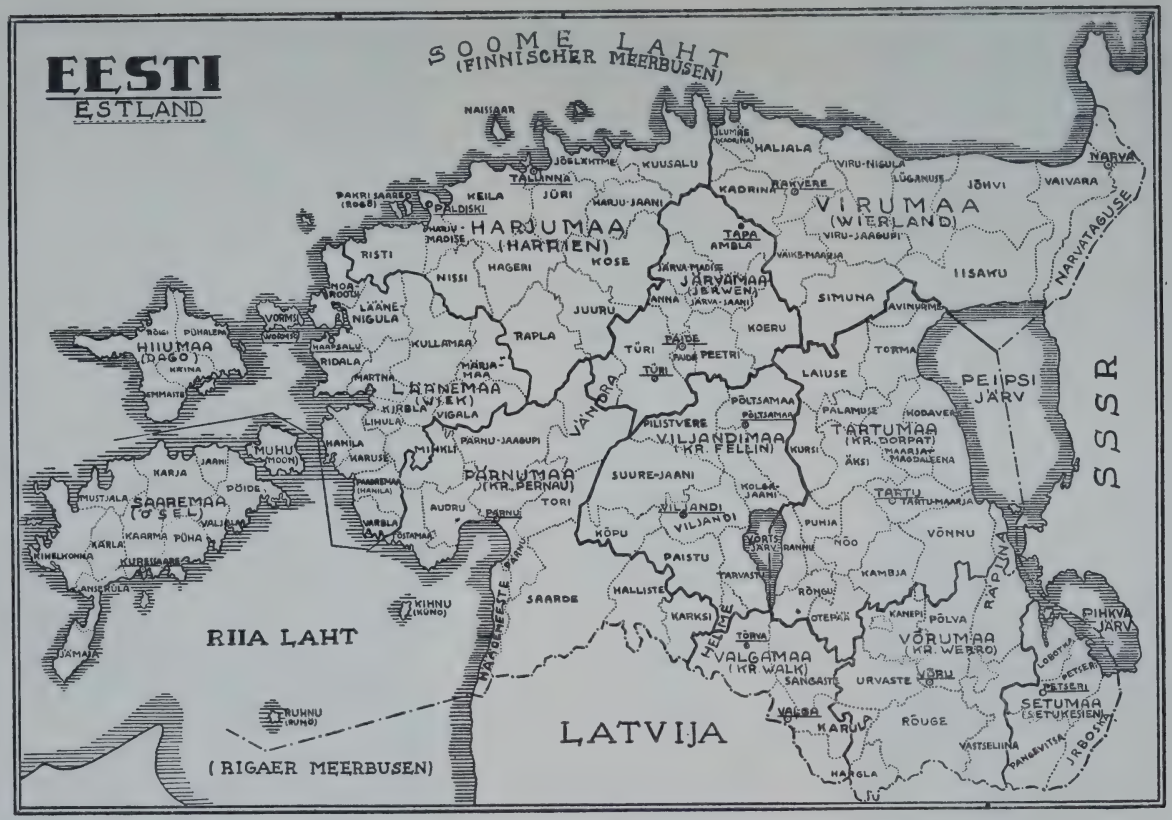


Abb. 47. Heiligenschrein. Setukesien. 1/10.

# INHALT.


Einleitung . . . . . 5
Erwerbszweige . . . . . 8
Jagd . . . . . 8
Seehundsjagd . . . . . 10
Fisch- und Krebsfang . . . . . 12
Ackerbau . . . . . 17
Viehzucht . . . . . 25
Bienenzucht . . . . . 29
Technik . . . . . 32
Transport- und Verkehrsmittel . . . . . 32
Speisebereitung, Feuermachen und Beleuchtung . . . . . 37
Handarbeiten der Männer . . . . . 44
Handarbeiten der Frauen . . . . . 49
Volkstrachten und Bauten . . . . . 55
Volkstrachten . . . . . 55
Bauten . . . . . 64
Reinlichkeit und Körperpflege . . . . . 73
Anfänge der Kunst und Wissenschaft . . . . . 76
Volkskunst und Ornament . . . . . 76
Musik, Tanz und Spiel . . . . . 82
Masse, Kerbhölzer, Hausmarken . . . . . 85
Rückblick . . . . . 87
Literatur . . . . . 91
Abbildungen . . . . . 95


Übersichtskarte von Estland.




*Übersichtskarte von Estland nach Kreisen und Kirchspielen.*

## Berichtigungen.

S. 18, Z. 14 v. u. lies *Süd-Westen* statt *Nord-Westen.*
S. 21, Z. 14 v. u. lies *Ehemalige (●) und jetzige (▲) Verbreitung der Strauchegge* statt *Verbreitung der Gliederegge und Rahmenegge.*
S. 85, Z. 18 v. u. lies *Holzbesemer* statt *Holzbemeser.*
S. 90, Z. 8 v. o. lies *angeborene* statt *eingeborene.*

DM 30.- A 0164509/56

Sendung 18

3 0112 115325638

482449